Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 13 Leipzig, den 24. März 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christi Tod ein Märtyrertod?: 1 — Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus: 3. Schlußwort mit praktischer Spitze — Ein halb vergessenes Stück Christentum: 7. Schlußwort — Amos Comenius, der letzte Bischof der böhmischen Brüder: Zweite Hälfte — Das Ende des Falles Klein — Verschiedenes: Der deutsche Schulverein und der Sonntag; Bibelkenntnis unsrer Gebildeten — Zur Beachtung — Anzeigen

Christi Tod ein Märtyrertod?

Also mußte Christus leiden. Luk. 24,46

1

„Wie Sokrates, wie Polykarp, wie Hus, wie tausend andre, so starb auch Jesus als Märtyrer für seine Sache, seine Überzeugung. Für die Wahrheit, oder gar Göttlichkeit seiner Lehre, seiner Person ist damit gar nichts bewiesen. So wenig wir um seines geduldig ertragenen Todes willen die Philosophie eines Sokrates anzunehmen uns verpflichtet fühlen, so wenig kann das Sterben Jesu uns innerlich bewegen, ihm zuzustimmen. Denn auch Schwärmer und Thoren können zu Märtyrern werden. Wir wollen ihnen dann unser Mitleid nicht versagen, wir wollen unter Umständen ihnen unsre volle Bewunderung und Dankbarkeit zollen; wir wollen gern in ihrem Sterben einen Beweis ihrer Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit erblicken, aber ein Beweis für die Wahrheit der von ihnen vertretenen Überzeugung liegt darin noch lange nicht. Stempelt doch eine revolutionäre Partei die Opfer einer gottlosen Weltanschauung und eines abenteuerlichen Wahnes auch zu Märtyrern. Darum macht für die Lehre und das Werk Christi sein Tod nichts aus.“

Das sind etwa die Gedanken, die in weiten Kreisen über Christi Todesleiden, dessen in diesen Wochen die Christengemeinde wieder dankbar und bußfertig gedenkt, herrschen. Sie verdienens, daß man auf sie eingeht. Die Frage: war Christi Tod mehr als ein bloßer Märtyrertod? beschäftigt vielleicht auch manchen denkenden Leser, quält vielleicht manchen frommen Menschen als Zweifel. Sie mögen einige Gedanken zu diesem wichtigen Kapitel freundlich annehmen.

Zunächst gestehen wir ruhig zu, daß sich allerdings Christi Todesleiden als ein Martyrium bezeichnen läßt. Er stirbt um seiner Überzeugung willen. Weil er den gesetzesstarren Geist bekämpft, weil er die Heuchelei als den Tod aller echten Frömmigkeit in den Pharisäern straft, weil er sich nicht den äußerlichen Erwartungen des freiheits- und ruhmeslüsternen Volkes fügt, weil er sich fühlte als mit Gott in engster Gemeinschaft stehend, deshalb stirbt er. Er hätte sich dem Tod entziehen, er hätte sich zum König emporschwingen können; aber er hält an seinen Überzeugungen fest, und mit der Notwendigkeit geschichtlichen Geschehens zermalmt ihn der Stein, den er selbst losgestoßen hat. Er ist ein Märtyrer. Und wenn er selbst seinen Jüngern sein Ende verkündete, so konnten die Jünger dieses doch nur unter dem Gesichtspunkt verstehen, unter dem sie auch den Tod der Propheten beurteilten, nämlich als Märtyrerleiden. Wenn er den Jüngern ihr Martyrium voraussagt, so tröstet er sie damit, daß er dasselbe habe leiden müssen (Joh. 15, 18 ff), fordert aber von ihnen die Treue bis in den Tod, ohne besonders darauf aufmerksam zu machen, daß zwischen seinem und ihrem Leiden ein Unterschied bestehe (Matth. 20, 23). Ja, unser Herr selbst sah in den Propheten seine eignen Vorgänger; wie sie vom Volke getötet worden sind, so weiß er, wird auch er getötet werden (Matth. 23, 29—39; 21, 33—42). Nur an zwei Stellen läßt Christus es seine Jünger merken, daß sein Tod noch eine andre Betrachtung forderte: er bezeichnet ihn einmal als ein Lösegeld für die Errettung vieler (Matth. 20, 28), und zum andern betont er, bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls, daß sein Sterben zur Sündenvergebung diene, wie das Passahlamm (Mark, 14,22).

So kann es nicht als eine grundverkehrte, schiefe Auffassung des Todes Christi bezeichnet werden, wenn man ihn in die große Zahl der Unglücklichen einreiht, die vom Haß einer erbitterten, verletzten und darum blinden Gerechtigkeit ergriffen, als Opfer ihrer Überzeugung sinken.

Schon diese Thatsache verdient ernste Würdigung, daß Jesus Christus bis zum letzten Seufzer an seiner Anschauung festgehalten hat. Ein Widerruf vor der Obrigkeit konnte ihm das Leben retten. Er hat darauf verzichtet. Wollten die Menschen doch einmal mit dieser Thatsache Ernst machen! Wie viel Ehrfurcht müßten sie deshalb doch schon Christo entgegenbringen! Aber wir behaupten als Christen: Christi Tod war mehr als ein Märtyrertod, wir können nicht zugeben, daß es für ihn zutreffe, was für andre Märtyrer wohl zutreffen mag, daß nämlich sein Tod kein Wahrheitsbeweis für seine Sache, seine Überzeugung sei. Das bedarf der näheren Begründung.

P D

Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus

den Brüdern zur Rechten als eine Eintrachtsformel dargeboten von einem kirchlichen Nichtorthodoxen

3. Schlußwort mit praktischer Spitze

Der hier in elf Artikeln vorliegende „Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelischen Heilsglaubens“ hat den Zweck, den ersten Anstoß zu geben zu einer besseren, unter gemeinsamer Beteiligung vieler herbeizuführenden Formulirung und Fixirung des evangelischen Heilsvertrauens auf Jesum, das nach Aussage der Schrift und der evangelisch-lutherischen Bekenntnisschriften zur Seligkeit nötig, aber auch allein nötig ist, unter Ausschluß alles weitern, dazu nicht unbedingt nötigen Wissens, und das eine religiöse Einheit auch heute noch bildet zwischen ernsten evangelischen Christen aller Richtungen, Schattirungen, Parteien und Schulen. Aber weder unser hier vorliegender Versuch, noch irgend eine spätere bessere, auf Veranlassung unsres Versuches etwa unter Beteiligung vieler herbeigeführte Formulirung kann im evangelischen Kultus als gemeinsames Glaubensbekenntnis angewandt werden. Dazu ist sie zu umfangreich, und muß es sein, wenn sie wirklich eine deutliche Darlegung des gesamten heilsnotwendigen Heilsvertrauens sein soll.

Ist denn nun außer einer längeren Formulirung, die zur Verständigung über eine Reihe gemeinsamer Glaubensüberzeugungen führen möchte, auch noch eine kurze Formulirung des gleichen evangelischen Heilsglaubens, die zum Gebrauch im evan-

gelischen Gottesdienste geeignet wäre, überhaupt nötig? Genügen zu diesem Zwecke nicht die drei Artikel des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses?

Nötig ist eine solche entschieden, denn die drei Artikel genügen nicht. Weshalb genügen sie nicht? Sie enthalten, ihrem einfachen Wortsinne nach, zugleich mehr und zugleich weniger, als den einheitlichen Inhalt des in den obigen elf Artikeln ausführlich dargelegten evangelischen Heilsglaubens. Einerseits fehlt in den drei Artikeln ein deutliches Bekenntnis der auf die Gnade gegründeten persönlichen Heilsgewißheit. Andrerseits aber ist es einfach Thatsache, daß die ganze mehr oder weniger „liberale" Theologie in allen ihren Schattirungen (man vergl. nur das Gutachten der Straßburger evangelisch-theologischen Fakultät zur Angelegenheit des Pastors Ziegler) sich nicht zu allem und jedem, was die drei Artikel aussagen, bekennen kann*), während sie sich die nämlichen Artikel als Bekenntnisse des Glaubens, im evangelischen Sinne genommen, voll und ganz aneignet. Aber die drei Artikel enthalten außerdem noch manche Aussagen des Wissens, die zwar das Gewissen dessen nicht „in unevangelischer Weise zu bedrücken" **) brauchen, der es sich klar gemacht hat, daß die Aussagen der drei Artikel nur insoweit in Betracht kommen, als sie wirklich Glaubensaussagen sind, als wirklich das Heilsvertrauen darin bekannt wird, und daß ihr Gebrauch über das auch in ihnen bekannte Heilsvertrauen hinaus Niemanden verpflichten noch binden darf; weil aber dieser Unterschied zwischen Glauben und Wissen in den drei Artikeln vielen Laien noch nicht klar ist, so ist es ebenfalls Thatsache, daß diese Sätze gar manche gewissenhafte und wahrheitsliebende Männer jedesmal im Gewissen ärgern und verletzen und ihnen vielfach den Eindruck der Unehrlichkeit des bekennenden Pastors und der bekennenden Gemeinde machen.

Ist auch dieser Eindruck nicht richtig, weil durch die drei Artikel im Kultus nichts weiter als der Glaube, also der „seligmachende Heilsglaube", bekannt werden soll, und weil daher das Bekenntnis zu ihrem Inhalt nicht weiter reicht, als sich dieser Inhalt wirklich mit dem evangelischen Heilsglauben deckt, so ist es doch Sünde, ohne Not die Beseitigung eines solchen Gewissensanstoßes zu hindern, und dadurch viele wohlmeinende Gemeindeglieder von unserm Kultus fern zu halten. Es ist auch jedenfalls nicht wünschenswert und nicht normal, daß Glaubensbekenntnisse mit so vielen Wissensaussagen — mögen sie nun richtig oder unrichtig sein — belastet sind. Wohl müssen in jedem Bekenntnis des Heilsglaubens an Jesus auch Wissensaussagen über Jesus als Voraussetzung enthalten sein und ausgesprochen werden; aber einmal müssen sie sich auf das Wissen von Jesus beschränken, welches als Voraussetzung für das Heilsvertrauen auf ihn unerläßlich ist, und außerdem müssen sie, eben als Wissensaussagen, auch wirklich das Maß von wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen, ohne das auch von einer Wissensaussage nicht mit Recht geredet werden darf. Aussagen dagegen, die weder dem bloßen Wissen einleuchtend gemacht werden, noch vom Heilsvertrauen mit Herz und Gewissen zuversichtlich angeeignet werden können, Aussagen also, die weder geglaubt noch gewußt werden können, sind sehr bedenklich in einem Glaubensbekenntnis. Es ist doch kaum glaublich, daß unsre Brüder zur Rechten durch fernere Beibehaltung der drei Artikel im evangelischen Kultus auch allen mehr „liberalen" Christen sämtliche in den drei Artikeln enthaltene Wissensaussagen als Glaubensinhalt sollten aufzwingen wollen; denn das hieße nichts andres, als nur die orthodoxe Richtung in der evangelischen Christenheit dulden, und alle andern zum Austritt zwingen. Das ist also den gleichen „orthodoxen" Brüdern nicht wohl zuzutrauen, welche ja gleichzeitig die Brüder zur Linken als Mitarbeiter bei praktisch christlichen Unternehmungen friedlich und freundlich willkommen heißen.

*) Vergl. Grau (Professor in Königsberg), Luthers Katechismus erklärt aus biblischer Theologie. Eine kurze Glaubenslehre. 1891. S. 63 f.

**) Vergl. Sitzungsbericht 7, Seite 45 der Verhandlungen der fünften ordentlichen Landessynode des Herzogtums Braunschweig am 23. Januar 1889.

Es ist einfach zu fragen: Soll unsre evangelische Kirche auch ferner mehrere Richtungen in sich vereinigen, oder soll sie in zwei neue Konfessionen zerfallen? Nur, wer das Letztere will, wer von vornherein allen, die nicht orthodox sind, das Christentum, die Seligkeit, den allein seligmachenden Glauben abspricht, verfährt folgerichtig, wenn er für Beibehaltung der drei Artikel im Kultus eintritt. Wer aber für Sammlung, Einigkeit, Verständigung aller evangelischen Christen, trotz verschiedner Wissensgedanken, im gemeinsamen religiösen Heilsbesitz eintritt, der wird ein Bekenntnis auch für den Kultus wünschen, das auch nicht entfernt das Mißverständnis nahe legt, als sollte dadurch jeder Nichtorthodoxe zum Austritt aus der Kirche aufgefordert werden, der wird ein Bekenntnis wünschen, welches so weit ist, daß es alle, die noch im Herzen „anbetende Liebe" zum Heiland Jesus Christus haben, als Glieder der Gemeinde Christi duldet. Wer solch ein Bekenntnis dauernd nicht will, dem möchte man mit Geibel zurufen:

> Soll ewig denn als Pförtnerin
> Am Kirchenthor die Dogmatik stehn,
> Vergönnet endlich Jedem einzugehn,
> Der sich bekennt zu eures Heilands Sinn!

Wer den Fortbestand unsrer evangelischen Kirche will, wer nicht will, daß unsre Kirche sich auflöse in eine Vielheit sich gegenseitig verdammender dogmatischer Schulen und Sekten, wer da will, daß unsre evangelische Kirche die Masse unsres materialistisch und atheistisch gewordnen Volkes noch wieder zum evangelischen Heilsglauben zurückführe, der muß ein Bekenntnis auch im Kultus wünschen, das keinen ernsten und aufrichtigen evangelischen Christen ärgert und verletzt. Wollen wir in unsrer ernsten Zeit uns denn nicht gegenseitig in dem gleichen Gotteshause noch dulden? Dann haben wir aber auch im Kultus ein Bekenntnis nötig, das von jeder Intoleranz gegen eine andre theologische Richtung frei ist. Die drei Artikel sind, wenigstens in ihren Wissensaussagen, von solcher Intoleranz nicht frei. Ein Bekenntnis, wie es dem gegenüber Herr v. Egidy fordert, dahin etwa lautend „daß Christus nicht Gott sei", und wenn damit auch nur der wissenschaftlich-metaphysische Begriff der Gottheit geleugnet werden sollte, würde genau so intolerant, ja noch intoleranter gegen die andre Richtung sein, und daher auch zur Auflösung der evangelischen Kirche führen.

Nein, wir brauchen ein Bekenntnis, das den Kern unsres religiösen evangelischen Heilsvertrauens fest und unzweideutig zum Ausdruck bringt, das aber für weitere theologische Auffassungen durch eine gewisse Mehrdeutigkeit des Ausdruckes Raum läßt. Nach einem solchen Bekenntnis, nach einer solchen Formulirung, ist in der letzten Zeit vielfach gerufen worden.*)

Vermutlich wurde hier ein Bekenntnis ins Auge gefaßt, das zwar seinem Inhalt nach den gleichen evangelischen Heilsglauben zum Ausdruck bringen würde, dessen Formulirung wir in den obigen elf Artikeln versucht haben, das diesen aber so knapp und kurz bekennen würde, daß es in unserm evangelischen Kultus verwendbar und daher womöglich noch kürzer wäre, als die drei Artikel des Apostolikums, keinesfalls viel länger.

Solch eine für den Kultus brauchbare Zusammenfassung der Grundgedanken meiner obigen elf Artikel schwebte mir als späteres Ziel bereits vor Augen, als ich, nachdem meine elf Artikel schon im wesentlichen fertig waren, in der sehr beachtenswerten Schrift des Professors Friedrich Spitta „Zur Reform des evangelischen Kultus" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1891) folgendes aus den drei Versen von Luthers Glaubenslied zu einem Verse zusammengearbeitetes Bekenntnislied für den Kultus befürwortet fand:

*) Man vergl. A. Harnack, Dogmengesch. III S. 587 und 588; derselbe in einem beachtenswerten Artikel im Maiheft der Preuß. Jahrbücher von 1890 unter der Überschrift „Der evangelisch-soziale Kongreß in Berlin", Schlußbetrachtung; derselbe, Christl. Welt 1891, Nr. 18, S. 408 am Schluß; H. Schultz, Die evangelische Theologie in ihrem Verhältnisse zur Wissenschaft und Frömmigkeit, Vortrag (Vandenhoeck und Ruprecht), am Schluß (S. 24); 5. Sulze, Prot. Kirchenztg. 1891, Nr. 5, S. 114; Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter, S. 217 und 218.

Wir glauben all an einen Gott
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der sich durch Jesum, seinen Sohn,
Uns zum Vater hat gegeben,
Er will uns allzeit ernähren,
Uns zur Seligkeit bewahren
Durch den heilgen Geist im Glauben,
Kein Leid soll uns widerfahren.
Und ob auch Tod und Hölle dräut,
Wir sind des Herrn in Ewigkeit.

Wer nur irgendwie der Meinung ist, daß es auf eine kurze Zusammenfassung des evangelischen Heilsglaubens ankommt, den wir in unsern elf Artikeln ausführlicher darzulegen versucht haben, der wird den gleichen Heilsglauben in diesem Bekenntnisliede wiederfinden. Das ganze Heil unsres Art. 2 wird hier trefflich durch das Wort „Vater" und durch die Zeilen 5—8 geschildert. Man vergleiche nur mit unsrer Ausführung über die Erlösung von allem Leid durch die Versöhnung mit allem Leid den Vers „Kein Leid soll uns widerfahren." Das Werk des heiligen Geistes und das Werk Jesu Christi bringt jener Vers gut zum Ausdruck. — Dadurch, daß hier aus Luthers Bekenntnisliede (mit geringen Abänderungen) ein einziger Vers gemacht ist, kommt gerade besser, als in einem Bekenntnis von drei Artikeln, die große Wahrheit zum Ausdruck, daß Vater, Sohn und heiliger Geist nicht gleichsam nebeneinander stehen, sich in die Erwirkung unsres Heils teilen, sondern daß sie gleichsam hintereinander stehen und durcheinander hindurch, sämtlich auf einen unteilbaren Punkt, auf unser ganzes Heil hinwirken. Man sage also nicht, daß in jenem Liede zu wenig von Jesus Christus gesagt werde. Die wenigen Worte „Der sich durch Jesum . . . uns zum Vater hat gegeben" (mit den nun folgenden Schilderungen des seligen Kindesstandes) sagen von den Wohlthaten Christi ja bedeutend mehr aus, als unser ganzer zweiter Artikel (auch als die von Nitzsch 1846 vorgeschlagne Veränderung des zweiten Artikels, wie denn überhaupt dieses Bekenntnislied vor jenem von Nitzsch befürworteten Bekenntnis vom Standpunkte des evangelischen Heilsvertrauens aus entschieden den Vorzug verdient). Denn alles, was in den Zeilen 4—10 gesagt wird, bildet ja nicht nur eine Schilderung der Wohlthaten Gottes des Vaters, sondern es ist ebensowohl ein Bekenntnis zu den Wohlthaten Christi, wie Sulze es mit Recht fordert (Prot. Kirchenztg. a. a. O.), da ja vorher ausdrücklich der Glaube bekannt wird, daß Gott sich uns durch Jesum erst zum Vater gegeben hat. Also durch Jesum handelt Gott selbst mit uns, und Jesus ist nicht nur Lehrer über Gott und über das Heil, sondern Heilsorgan und Heilsmittler in Gottes Hand, um uns Gott selbst zum Vater, und darin also die vergebende Vatergnade gegen uns verlorne Söhne, zu geben. Damit wird Herrn v. Egidy gegenüber, der ja die Wahrheit beseitigen möchte, daß Gott „durch denselbigen auch unser Vater" sei, die Heilsmittlerschaft Jesu Christi fest bekannt, und doch so weit, daß alle theologischen Richtungen in diesen Bekenntnisworten Raum haben. Der Ausdruck „seinen Sohn" kann im ursprünglich-synoptischen Sinne (vergl. Bibl. Theologie des N. T. von B. Weiß) gefaßt werden, es kann aber auch jede orthodoxe Vorstellung damit verbunden werden, gerade so, wie auch jetzt schon das Petrusbekenntnis verschieden erläutert wird. Solche Freiheit in dem, was zum Heile nicht nötig ist, ist gerade wünschenswert und nötig für ein Bekenntnis der evangelischen Kirche. Aber die Gebundenheit des Einzelnen an die Person Jesu, als den Geber und Mittler des ganzen Heiles, als den einzigen Weg zum Vater, kommt mit unzweideutiger Entschiedenheit zum Ausdruck. Das Werk oder die Wohlthat des heiligen Geistes wird trefflich dahin bestimmt, daß wir im Heilsglauben bewahrt werden, und das zwar deshalb, um in solchem Glauben hier schon selig zu sein und dort vollkommen selig zu werden.

Die beiden von Spitta vorgeschlagnen Schlußzeilen sind weit den Schlußzeilen des dritten Lutherverses vorzuziehen. Sie enthalten — und das macht gerade den gewaltigen Vorzug dieses Bekenntnisliedes vor den drei Artikeln aus — ein kraftvolles Bekenntnis zur evangelischen persönlichen Heilsgewißheit. Sie enthalten, zusammen mit den vorangehenden Worten „zur Seligkeit," ein genügendes Bekenntnis, wie zu unserm eignen, so auch zu Jesu

Christi ewigem Leben, und sie sind zugleich ein schöner Ausdruck für die im Heilsglauben liegende entschlossne Hingabe an Gott. Die „Kirche" kommt in dem „Wir" genügend zum Ausdruck, da der ganze Vers ja ein Lied von dem Reichtum der christlichen Gemeinde durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ist. Ausgeschlossen ist hier ferner der rationalistische Mißbrauch unsrer drei Artikel, da der erste Artikel vielfach nur als natürliche oder geschichtlich-alttestamentliche Vorstufe zu Jesu Christo angesehen wird. Hier ist das durch die Zeilen 3 und 4 einfach unmöglich gemacht. Der Rechtfertigungsglaube findet in den Zeilen 3 und 4 (gleich als Adoption) und 9 und 10 seinen klassischen Ausdruck. Der Vorsehungsglaube des erlösten Christen bildet, als der spezifisch christliche Heilsbesitz, das im ganzen Verse durchklingende selige Ergebnis (vergl. die Zeilen 1 und 2; 3 und 4; 5—8; 9 und 10).

Kurz, je genauer man diesen Bekenntnisvers prüft, um so entschiedner wird man Spitta beistimmen müssen, daß in diesem Verse „ebenso knapp und markig als vollständig der Glaube an den Gott ausgedrückt ist, der sich als Vater, Sohn und Geist geoffenbart hat" (a. a. O. S. 64), daß in diesem einen Verse nichts „an dem Kern unsres Glaubens fehlt," daß darin „meisterhaft in lapidarer Kürze das Werk des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes charakterisirt wird" (a. a. O. S. 66).

Zu den Gründen von Harnack, Sulze, Kaftan u. s. w. für ein festes und weites Bekenntnis im Kultus treten nun noch die von Spitta beigebrachten sehr gewichtigen kultischen Gründe für einen gesungnen Bekenntnisvers und das von ihm erwähnte Urteil Luthers zu gunsten eines gesungnen Bekenntnisses hinzu (Spitta S. 62—66).

Unser entschiedner Wunsch geht demgemäß dahin, daß es gelingen möge, zunächst in Bezug auf eine umfangreichere Darlegung des Heilsglaubens nach Art der obigen elf Artikel, eine Zustimmung auch von seiten unsrer Brüder zur Rechten zu erlangen, des Inhalts, daß, wenn sie auch noch „mehr" glauben, als was dort zum Ausdruck kommt, doch alles, was dort zum Ausdruck kommt, auch in den Rahmen ihres Glaubens hineinfalle, ja, auch für sie den wichtigsten und wesentlichsten Inhalt ihres religiösen Heilsvertrauens ausmache, und daß sie daher gern bereit seien, sich mit uns zum Kampf für Erhaltung des dort dargelegten christlichen Heilvertrauens gegen Atheismus und Materialismus zu verbünden. Käme es, zunächst in irgend einem engern Kreise, — sei es in dem Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses, sei es im Vorstande des Evangelischen Bundes, sei es in einem eigens dazu gebildeten Ausschusse von Männern beider Richtungen — wirklich zu einer etwa so lautenden Verständigung, wie viel wäre damit erreicht! Es ist und bleibt doch wahr, was Harnack im vorigen Jahre zum ersten Evangelisch-sozialen Kongresse schrieb:

Die Schwäche der evangelischen Kirche . . . hat ihren Grund . . . darin, daß die große Mehrzahl der Gebildeten und Ungebildeten dem Glauben, wie ihn die Kirchen offiziell bekennen, entwachsen ist. Daran hat nicht nur die Sünde ihren Anteil, . . sondern im höchsten Maße auch die Ehrlichkeit und der Wahrheitssinn . . Uns fehlt ein lebendiger und wahrhaftiger Geist, der sich seiner Kraft bewußt ist, im Evangelium wurzelt und zugleich mit allen Erkenntnissen und Kräften der Gegenwart im Bunde steht . . Wo . . ist dieser Geist heute? Wie kann er vorhanden sein, wenn doch die Grundbedingung seiner Existenz nicht vorhanden ist, volle Zustimmung und darum volles Zutrauen zur eignen Sache in dem ganzen Umfange ihres Bestandes? Man kann nicht etwas als Träger und Stütze empfehlen, was man selbst mit vieler Not, Anstrengung und Beschwichtigung tragen muß. Die oberste Aufgabe für die evangelischen Kirchen ist daher zur Zeit . . die, . . ein solches Verständnis des Evangeliums wieder herzustellen, daß es in keinem Sinn als Last, sondern als die Macht der Befreiung und Erlösung empfunden wird. Das ist die Frage der Fragen und die Aufgabe der Aufgaben, vor der alles andre zurücktreten muß. Bevor man sich ihr energisch zuwendet, ist wirkliche Besserung nicht zu erhoffen. Aber man predigt tauben Ohren, wenn man die Aufgabe stellt. Die einen wollen sie nicht hören, weil sie überhaupt bereits an der Kirche verzweifelt haben . . ; die andern wollen die bequemen Pfade, die sie bisher gewandelt haben, nicht lassen, sie wollen nichts lernen; und die dritten, die Vorsichtigen, meinen, daß man an dem, was man besitze, nicht rütteln dürfe, damit nicht alles einstürzt. Dennoch darf man nicht aufhören, die evangelischen Kirchen vor die Forderung zu stellen, ihr Bekenntnis, ihre Predigt und ihren Unterricht, nicht nach

den Wünschen des Tages — daran denkt niemand —, wohl aber nach den sichern Erkenntnissen, die wir gewonnen haben, zu korrigiren, damit dem evangelischen Christen im neunzehnten Jahrhundert die Kirche wiederum ein Gut werde, und er mit Wahrheit und Ehrlichkeit an ihrem Leben Anteil zu nehmen vermag.

Käme es zu der von uns gewünschten Verständigung, dann wäre ein großer Teil der von Harnack hier bezeichneten Aufgabe bereits gelöst. — Unser Wunsch geht außerdem dahin, daß es gelingen möge, nicht durch Kampf und Streit und durch Erregung der Parteileidenschaften — es geht ja ein Zug der Versöhnung gerade jetzt durch unsre evangelische Kirche! —, sondern durch freundliche und friedliche Verhandlung und Verständigung in engern Kreisen und zuerst ganz in der Stille, die Mehrzahl unsrer Brüder zur Rechten wie zur Linken zu gewinnen für Verwendung jenes von Spitta mitgeteilten Bekenntnisverses beim evangelischen Kultus, beim Gemeindegottesdienst, aber auch bei Taufen*) und Konfirmation. — Was können denn die Brüder zur Rechten gegen jenen Vers einzuwenden haben? Kann nicht der orthodoxeste Christ sich zu jenem Verse bekennen? — Und, wenn man meint, da wäre dann die Einheit des Bekenntnisses zwischen den Konfessionen beseitigt, so ist dagegen zu sagen, daß bekanntlich die griechische Kirche nicht das Apostolikum verwendet, und daß eine nur formale „Einheit" mit der römische Kirche bei wirklicher Verschiedenheit keinen Stand hält, während gerade, was in der römischen Kirche noch an wahrhaft evangelischem Heilsglauben ist, in jenem Verse seinen klassischen Ausdruck findet. — O, wie viel wäre gewonnen, wenn einmal, nachdem viel Geduld, viel treue Bitten, Mahnungen, Verhandlungen in engern Kreisen vorangegangen, die Mehrzahl unsrer Geistlichen aller Richtungen bei den Kirchenregierungen sich für Einführung dieses Verses in den evangelischen Kultus aller deutschen Landeskirchen erklärten. Dann hätten die Brüder zur Rechten ihren Wunsch erreicht, sonntäglich beim Gottesdienst den Glauben zu bekennen, und doch hätten sie den Wunsch erreicht mit zarter liebevoller Schonung der Gewissen und des Wahrheitssinnes ihrer Brüder zur Linken und vieler aufrichtiger Gemeindeglieder. Möchte es gelingen, friedlich und freundlich dafür die maßgebenden Personen auf der Rechten zu gewinnen! Möchte unsre aufrichtige Bitte Gehör finden, und nicht verachtet werden! — Tausende treuer evangelischer Christen auch in Deutschland Laien und Geistliche) flehen im Sinne der folgenden Worte: von Professor Schaff (Harnack, Dogmengesch. III, S. 588) Let us take the more radical step . . . of preparing a brief simple and popular creed, which shall clearly and tersely express for laymen as well as ministers, only the cardinal doctrine of faith and duty, leaving metaphysics and polemics to scientific theology; a creed that can be subscribed, taught and preached ex animo, without any mental reservation, or any unnatural explanation; a creed, that is full of the narrow of the gospel of God's infinite love in Christ for the salvation of the world!

Wir aber schließen mit demjenigen Bibelwort und Glaubensbekenntnis, das wir in unsern elf Artikeln auszulegen und zu entfalten versucht haben, mit dem Wort „Was versuchet ihr denn Gott mit Auflegen eines Joches auf der Jünger Hälse, das weder unsre Väter (man denke an die Generalsynode von 1846) noch wir haben mögen tragen? Sondern wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesus selig zu werden, gleicherweise, wie auch sie." (Apg. 15, 11.) A K

Nachwort des Herausgebers. Bei der Ungeduld, mit der unser zeitungslesendes Publikum längere Aufsätze hinzunehmen pflegt, wird auch der nunmehr abgeschlossne „Versuch" manchen unsrer Leser zu lang geworden sein. Denen möchte ich zu bedenken geben, daß die Sache, um die es sich handelt, viel zu ernst und schwierig ist, um kurzer Hand erledigt zu werden. — Der Inhalt des Vorgetragenen trägt in hohem Grade persönliche Eigenart an sich, und mit einem „Versuch" wird überhaupt niemals eine Redaktion, eine Zeitschrift sich identifizieren können. Aber dem Versuch unsre Spalten zu öffnen, hielten wir geradezu für eine Gewissenspflicht. Diese Dinge, um die auf beiden Seiten viele herumgehn als um ein Nolimetangere, müssen angefaßt und verhandelt werden. Möge man die Ausführungen des Verfassers bekämpfen — zu jeder fördernder Auseinandersetzung stehen nach dem Maße des vorhandnen Raumes auch diese Spalten offen, — aber möge man die Motive, die ihn zu seinem Versuch trieben, verstehen und würdigen!

R

*) Bei der Taufe wäre unserm Wunsche auch schon genügt, wenn nur die Anwendung von Luthers ursprünglicher Verkürzung des zweiten Artikels im Taufbüchlein „an Jesum Christ, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, geboren und gelitten" (vergl. Luthers Werke für das christliche Haus, III., S. 118; vergl. auch das Taufbüchlein im Braunschweigischen Corpus Doctrinae) gestattet würde. — Auch hätten wir gegen die Verwendung des „ersten und Hauptartikels" im zweiten Teile der Schmalkaldischen Artikel Luthers, als des echt-reformatorischen Bekenntnisses nichts einzuwenden. Denn über den wahren Sinn der Worte „unser Gott und Herr" hoffen wir uns nächstens öffentlich zu äußern.

Ein halb vergessnes Stück Christentum

7. Schlußwort

D. Sulze hat durch sein Buch „Die evangelische Gemeinde" die Freunde seines Gemeindegedankens insofern enttäuscht, als er dessen biblische und geschichtliche Begründung uns vorenthalten hat. Gerade weil ich mich lebhaft zu diesen Freunden rechne, bedaure ich das sehr. Denn es wird nur dann möglich sein, alle aufrichtigen Arbeiter am Bau unsrer evangelischen Kirche um die Parole „Lebendige Gemeinden!" zu sammeln, wenn noch ganz anders als bisher aus den Urkunden des Neuen Testaments und aus dem Inhalt des Evangeliums selbst heraus die Forderung abgeleitet und beleuchtet wird. Daß Sulze sich in diesen Zusammenhängen sicher weiß, fühlt man ja seinen Worten zur Genüge ab, und an gelegentlichen Hinweisen läßt er es wahrlich nicht fehlen; aber das entschädigt nicht dafür, daß sein Buch die siegreiche Aufweisung dieser Zusammenhänge schuldig geblieben ist. Möchte eine zweite Auflage, die nicht lange ausbleiben wird, um die beiden Kapitel vermehrt erscheinen: 1. Die christliche Gemeinde, ein Stück Evangelium, und 2. Die christliche Gemeinde in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Urchristentum bis auf die Gegenwart. Das letztere Kapitel könnte ja keine erschöpfende Darstellung bieten, denn dafür bedürfte es eines Buches, stärker an Umfang als das schon geschriebene; aber unter näherem Eingehn auf die ältesten Zeiten müßte es einen Überblick geben über die Wandlungen, die die christliche Gemeinde durchgemacht hat, wie ja Sulze solche geschichtliche Exkurse sonst ebenso kundig wie geistreich zu geben vermag.

Mit dieser Mangel des Sulzischen Buches hat mich veranlaßt, über die christliche Bruderliebe einige zwanglose Artikel zu schreiben. Ich weiß wohl, daß die Forderung der christlichen Bruderliebe und die Forderung der lebendigen Ortsgemeinde nicht einfach sich decken. Aber wenn Sulze die Losung aufstellt: Seelsorge aller an allen! — ist das nicht genau dasselbe, wie wenn Christus von seinen Jüngern verlangt, daß wir uns untereinander lieben sollen? Und so ergiebt sich ein großer Teil der Forderungen, die im Namen des evangelischen Gemeindegedankens gemacht werden, mit strenger Folgerichtigkeit aus dem Prinzip der christlichen Bruderliebe. Daher ist ihre Erfüllung für die Kirchenregimente, Pastoren und Christen insgemein in ganz anderm Maße Gewissenspflicht, als das noch immer, zumal von der ältern Generation, empfunden wird. Man thut so gern, als handle es sich da nur um Einfälle, Theorien, stößt sich an vermeintlich oder wirklich schwache Nebenpunkte in den bisherigen Versuchen und Veröffentlichungen, verblendet sich damit über das Maßgebende und Zwingende des aufgestellten Ideals und über den Grad von Trägheit und Selbstsucht, die bei der Zufriedenheit mit den überkommenen Zuständen und Methoden ihre Rolle spielen.

Sicherlich ist der Gedanke der christlichen Bruderliebe viel umfassender und beweglicher als der der christlichen Ortsgemeinde. Friedrich Naumann, dem niemand pietistische Velleitäten zutrauen wird, hat jüngst die Sammlung von kleinen Gemeinschaften bewußter Christen dringend gefordert.*)

*) In seinem Schriftchen: Die Mithilfe der Kirchengemeinden und ihrer Organe zur Lösung der sozialen Frage. Vortrag, gehalten auf der Konferenz der evangelisch-lutherischen Pfarrer von Frankfurt a. M. 5. November 1890. Karlsruhe, Ev. Schriftenverein 1891. 13 S. 20 Pfennige.

Ohne Zweifel ist das ein Weg, der eifrig und unverweilt da betreten werden sollte, wo man auf die organisirte Ortsgemeinde noch nicht hinauskommen kann, und der vielleicht auch in der organisirten Ortsgemeinde noch sein Recht haben und seinen Gewinn fürs Ganze bringen mag. Je länger ich unsre innerkirchlichen Zustände beobachte und über ihre Besserung nachdenke, desto mehr bin ich mit dem Gedanken vertraut geworden, den Naumann ausspricht:

Wir müssen kleine Kreise geförderter, bewußter Christen lebendig machen und erhalten, von denen die heilige Glut weiter brennt, Jüngerkreise, deren Fürbitte, Sachkenntnis und Opferfreudigkeit alle christliche Arbeit nach außen erst hebt, trägt und erhält (S. 12).

Die Sache ist nicht leicht. Nicht leicht zu „machen“ für den Pastor, der diese Einsicht teilt und nun Hand ans Werk legen will, nicht leicht für die Christen, die sich so zusammenthun. Konventikel ohne Konventikeltum, das ists, worum es sich handelt. Und ich halte das für erreichbar, wenn diese Konventikel ganz wesentlich ihre Tendenz auf das Zustandekommen und Instandhalten einer lebendigen Orts- und Volksgemeinde richten. Sie dürfen sich nicht absondern von der Gesamtgemeinde der Getauften, der sie angehören, nicht eine Sammlung von Auserwählten sein wollen, eine sichtbare Darstellung der wahren Christenheit im Gegensatz zu dem Babel der landeskirchlichen Gemeinde draußen, aus dem es höchstens noch einzelne Seelen in ihre Sondergemeinschaft hineinzuretten gilt, auch nicht ein Verein nur zu eignem Genuß und gegenseitiger Erbauung, sondern diese Konventikel müssen eine Sammlung derer sein, die von den Aufgaben der Christenheit in unsrer Zeit etwas ahnen und entschlossen sind, ihr Teil Arbeit und Kampf zu übernehmen.

Es ist ohne Zweifel notwendig, daß wir gewisse engste Kreise von bewußten und gefestigten Mithelfern haben. Es muß Triarier des Glaubens geben, welche wie Mauern stehen, wenn sonst alles wankt. Diese Erprobten und Bewährten zu bilden ist nicht die kleinste Aufgabe der evangelischen Kirche in unsrer Zeit. (Naumann, a. a. O. S. 9.)

Einen Vorzug hat diese Forderung vor der organisirten Ortsgemeinde. Solche Sammlungen der ernsten Christen sind möglich, auch wo unter dem Widerstand einflußreicher Personen oder Instanzen an eine Organisation von wohlgegliederten und wohl zu versorgenden Ortsgemeinde noch nicht zu denken ist. Will man aber von ihnen eine Brücke zu den Sulzischen Ideen hinüber, so mag man an den Hausväterband denken, dessen Berufung, Einrichtung und Wirksamkeit ja doch mancherlei Spielarten zuläßt.

Aber dem möchte ich allerdings widersprechen, als wären solche Sammlungen irgendwie ein Ersatz der Ortsgemeinde. Sie wären nicht besser als die Ortsgemeinde, denn sie würden Sünde und Welt auch noch in ihrer Mitte haben, und sie wären schlechter als diese, wenn sie in irgend einem Maße auf den Grundsatz verzichteten, daß jeder getaufte Christ zur Gemeinde gehört. Man hat die Ortsgemeinde damit herabsetzen wollen, daß man sagt, die örtliche Zusammengehörigkeit sei doch nur etwas Aeußerliches, Zufälliges: — ja solche Zufälligkeit ist doch recht eigentlich das Werk der besondren Fügung und Führung unsers Gottes. An sie ist die Ausübung der Bruderliebe so gut gebunden wie die der Nächstenliebe, so gewiß unser ganzes menschliches Leben, Leiden und Wirken überhaupt innerhalb der Grenzen und Bedingungen unsers örtlichen Daseins verläuft. Wenn ein einsichtiger Menschenfreund, der nichts von kirchlichen Gesichtspunkten wissen will, zur Hebung der sozialen Nöte auf „Nachbarschaftsverbände“ hinauskommt (vergl. Nr. 7 Sp. 145 ff.), so kann es doch wahrlich nichts Thörichtes und Unerhörtes sein, wenn auch die christliche Bruderliebe sich in Nachbarschaftsverbänden zusammen thut und ein Feld ihrer Wirksamkeit schafft. Nur in solcher Beschränkung wird sie sich als der Meister zeigen, nach dem wir in der Unhaltbarkeit unsrer innerkirchlichen und sozialen Zustände ausschauen. Daß die Beschränkung nicht zur Beschränktheit wird, dafür sorgt schon der weite, Himmel und Erde umspannende Geist des Christentums.

Zum Schluß können wir uns nicht versagen, auf jene berühmte Stelle in Luthers Schrift „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes“ (1526) in diesem Zusammenhange hinzuweisen:

Diejenigen, so mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit dem Namen sich einzeichnen und etwo [irgendwo] in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen und andre christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun, nach der Regel Christi Matth. 18, 15 f. Hier könnte man auch ein gemeines Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe und und austeilte unter die Armen nach dem Exempel S. Pauli 2. Kor. 9, 1. 11 f. Hier bedürfts nicht vielen und großen Gesänges. Hier könnte man auch eine kurze, feine Weise mit der Taufe und Sakrament halten und alles aufs Wort und Gebet und die Liebe richten. Hier müßte man einen guten kurzen Katechismus [mündlichen Unterricht] haben über den Glauben, zehn Gebote und Vater Unser. Kürzlich, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Ordnungen und Weisen wären bald gemacht. (Luthers Werke für das christliche Haus. Braunschweig, Schwetschke. Band 7, Seite 168.)

Gewiß hat Luther großen Takt damit bewiesen, daß er sich auf eine praktische Ausführung des Gedankens nicht einließ. Dazu waren die Zeiten noch nicht gekommen. Aber daß er den Gedanken selbst hatte, macht ihm alle Ehre. Es fehlt mir nur in dem Bilde, das er zeichnet, besonders die eine Hauptlinie, nämlich daß diese ganze Zusammenfassung derer, die mit Ernst Christen sein wollen, als ihren Daseinszweck die Arbeit für und an der großen Gemeinde der Getauften erkennt und betreibt. So allein ist ein solches Unternehmen gesund und evangelisch.

Summa: es ist nicht recht, daß wir uns mit dem, was heute christliches Gemeindeleben sein will, begnügen. Wir würden die Mängel davon schmerzlicher empfinden und zur Abhilfe tüchtiger und geschickter sein, wenn wir Pflicht und Recht christlicher Bruderliebe besser verständen. Aber das ist ein halb vergessenes Stück Christentum. Laßt uns mit Ernst um Christi, unsers Meisters willen uns untereinander lieben: — die Ordnungen und Weisen sind dann bald gemacht. R

Amos Comenius,

der letzte Bischof der böhmischen Brüder

7

Die „Große Unterrichtslehre“, das reifste und wichtigste der pädagogischen Werke des Comenius, ist zu Lissa im Jahre 1628 zum Abschluß gekommen, und zwar in tschechischer Sprache; später hat es Comenius dann selbst mit einigen Änderungen in das Lateinische übertragen und in dieser Form in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen. Comenius hat die Arbeiten seiner Vorgänger selbstverständlich bis zu einem gewissen Grade verwertet; aber gleichwohl ist das Buch als Ganzes seine eigenste Schöpfung, und er konnte, als er fertig war, mit Recht sagen, es sei ein durchaus neues Werk, (toto genere novum) eingehender und gründlicher als alle vorausgegangnen fremden Forschungen. Und in der That hatte die gesamte vorausgegangne Zeit, den Humanismus und die Reformation eingeschlossen, trotz aller Einzelerrungenschaften, die sie auf pädagogischem Gebiet erzielt hatte, kein in sich geschlossnes System der Erziehungslehre geschaffen, wie es nunmehr vorlag. Das Wertvolle aus allen frühern Bemühungen war unter glücklicher Fortbildung zu einem festen Gebäude vereinigt, dessen Grundpfeiler im Laufe der Jahrhunderte eine außerordentliche Festigkeit beweisen sollten.

Die ersten sieben Kapitel legen die allgemeinen Gesichtspunkte fest, auf denen die Lehrkunst aufgebaut werden soll: sie handeln von der Bildungsfähigkeit und der Bestimmung des Menschen und legen dar, daß der Mensch das vollkommenste Geschöpf sei, dessen Entwicklungsziel nicht im diesseitigen Leben gesucht werden dürfe u. s. w. Man kann diese breiten Ausführungen nur dann recht verstehen, wenn man sich der erwähnten Gegensätze in den Grundanschauungen erinnert. Trotz der Angriffe, die wider seine Grundgedanken erfolgten, blieb er später entschieden dabei stehen und nicht ohne eine gewisse Gereiztheit wendet er sich gegen das „Geschrei von der Verderbtheit,“ das, wie er meint, jede entwickelnde Erziehung unmöglich mache; die Idee der Erziehung, sagt er, besteht darin, „die angeborne Anlage zum Guten zum glücklichen Knospen hervorzulocken;“ er hält es für vergebliches Bemühen, aus der mensch-

lichen Natur etwas herauszubilden, was nicht wurzelhaft in ihr enthalten ist.

Um seine Methode gegen den Widerspruch, den sie finden mußte und fand, zu verteidigen, berief er sich auf den Verlauf der Naturerscheinungen, die uns umgeben.

Die Natur, sagt er, ist in steter Entwicklung begriffen, doch so, daß sie nicht das frühere aufgiebt, wenn sie Neues beginnt: sie nimmt vielmehr das Frühere und Unvollkommnere zur Grundlage, baut darauf weiter, vermehrt und verbessert es und führt die Dinge allmählich zu größerer Vollendung.

Eben dieses Dringen auf den Anschluß an das Vorbild der Natur und zugleich ein feines Verständnis der Natur begegnet uns in der Schrift, die er gleichfalls im Jahre 1628 schrieb und „Lehren der Mutterschule“ nannte; er war der Erste, der schon die Erziehung des frühesten Kindesalters ins Auge faßte und schon auf dieses Alter die Grundsätze anwandte, die er für die Schüler des reifern Alters als maßgebend erkannt hatte.

Viel Anstoß hat er nicht bloß in seiner, sondern auch in späterer Zeit durch das 25. Kapitel seiner Großen Unterrichtslehre erregt, welches forderte, daß in christlichen Schulen nur die Weisheit Christi, nicht des klassischen Altertums den geistigen Nährstoff der Jugend bilden solle. Terenz, Catull, Virgil und verwandte Schriftsteller waren ihm unsympathisch, und er hätte sie am liebsten ganz aus der Schule ausgeschlossen.

Andrerseits ist Comenius es gewesen, der der Erlernung der lateinischen Sprache zu einer neuen Methode verholfen und ihr dadurch einen großen Dienst erwiesen hat; er hat im Jahre 1631 zuerst der Jugend Realien als Grundlage des lateinischen Sprachunterrichts geboten; die „Eröffnete Sprachenpforte“ (Janua linguarum reserata) machte seinen Namen rasch in aller Welt bekannt; sie wurde nicht nur in alle europäischen Sprachen, sondern auch ins Arabische, Türkische, Mongolische und Persische übersetzt und erlebte ungezählte Auflagen und Ausgaben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein.

Durch Synodalbeschluß vom Jahre 1632 wurde Comenius zum „Schreiber“ der Unität ernannt und ihm zugleich „die Sorge für die studirende Jugend und „was zur kräftigen Bestellung und Wiedererrichtung von Schulen gehören dürfte“ übertragen. Es war ihm damit, da es sich um die Aufsicht und Leitung der gesamten Jugend der Unität, sowohl um die niedern wie um die höhern Schulen und den Universitätsunterricht handelte, ein sehr wichtiges Amt in die Hände gelegt. Von nun an hielt er auch zu Lissa Vorlesungen, die den Bereich des Gymnasiums überschritten, und zwar war es vornehmlich die Naturphilosophie, die er vortrug*) und die ihn schon seit seiner Studienzeit besonders angezogen hatte.

8

Die Naturphilosophie war in dem Sinne, in dem man dies Wort damals verstand, keine zünftige, von Staat und Kirche gutgeheißne Wissenschaft; vielmehr befanden sich die Männer, die sie vornehmlich pflegten, in einem gewissen Gegensatz zur herrschenden Dogmatik und sie sahen sich daher veranlaßt, Stärkung ihrer eignen wissenschaftlichen Stellung in festem Zusammenschluß zu suchen. Indem Comenius durch seine Neigungen auf die Pfade dieser sogenannten Naturphilosophen geleitet wurde, lag es in der Folgerichtigkeit dieses Schrittes, daß er auch persönlich in ein näheres Verhältnis zu den Vertretern dieses Wissenszweiges trat, und er mochte sich dazu um so mehr bestimmt fühlen, als die Verbannung, in der er lebte, ihm das Bedürfniß nach engem Zusammenschluß mit gleichgesinnten Freunden besonders nahe legte.

Ganz besondres Ansehen genoß unter den gleichzeitigen Naturphilosophen Johann Valentin Andreae, der im Jahre 1586 zu Herrenberg in Württemberg geboren war. Obwohl Theologe, hatte er frühzeitig ebenso wie Comenius eine Vorliebe für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer an den Tag gelegt und sich hinlängliche Kenntnisse darin erworben, um Vorlesungen darüber halten zu können; auch im Anfertigen von mechanischen Instrumenten hatte er sich in längerm persönlichen Verkehr mit

*) Vgl. Beeger und Zoubek, J. A. Comenius. Leipzig, Hesse. S. 26.

Goldschmieden, Uhrmachern u. s. w., bedeutende Fertigkeiten erworben. Berühmter aber als durch diese Künste war er durch die kleinen Traktate geworden, in denen er seit 1615 die herrschenden Zustände einer scharfen Kritik unterzogen und das Bild eines christlichen Musterstaates in der Art von Morus' Utopia gezeichnet hatte. Alle diese Schriften schlossen mit der Aufforderung zur Bildung eines Bundes, der die Welt und die Menschen durch thatkräftige gemeinsame Arbeit dem Ziele des Friedens und der Eintracht näher bringen sollte; es war die Idee des Reiches Gottes auf Erden, die ihm vorschwebte und deren Verwirklichung ihn mit warmer Begeisterung erfüllte.

Andreae ließ es nicht bei den Schriften und Vorschlägen bewenden, er legte vielmehr selbst Hand ans Werk und stiftete um das Jahr 1620 einen Bund, über den er selbst folgendermaßen sich ausspricht (1629):

Wir waren eine Anzahl Männer, Männer von Gewicht, die wir uns nach dem eitlen Spiel mit dem Gerücht von der Rosenkreuzer-Brüderschaft vor ungefähr acht Jahren zusammenthaten, und es waren noch mehr bereit, beizutreten, als die Unruhen in Deutschland über uns kamen und uns fast ganz zerstreuten. . . . Mein Ziel war, die religiösen und litterarischen Götzenbilder zu zerbrechen und Christus an ihre Stelle zu setzen. . . . Daß wir Deutsche nur Deutsche erwählt haben, war eine willkürliche Bestimmung und ward schon damals geändert. Die gute Sache läßt alle Völker als Genossen zu, vorzüglich die, welche das christliche Exil vereinigt.

In diesen Bund nun wurde Comenius nebst drei Freunden im Jahre 1628 aufgenommen, und er that damit einen Schritt, der ihn alsbald in eine Reihe wichtiger persönlicher Beziehungen setzte — Beziehungen, die sein ganzes späteres Leben nachhaltig beeinflußt haben.

War Comenius bisher vorwiegend unter seinem eignen Volke persönlich gekannt und geschätzt gewesen, so erweiterte sich jetzt der Kreis, mit dem er Fühlung gewann in überraschender Weise; auch sein eignes Absehen war, wie der Gebrauch der tschechischen Sprache für seine Hauptwerke beweist, bisher vornehmlich auf die Unität gerichtet gewesen; jetzt erweiterte sich sein Streben und nahm eine universelle, auf die Menschheit gerichtete Tendenz an.

Von allen den Beziehungen, in die wir ihn seit 1628 eintreten sehen, ist keine für ihn wichtiger geworden als die zu Samuel Hartlieb, von dem Comenius selbst sagt, er sei es gewesen, „der ihn an das Licht zog, ihm die Gunst von Mäzenen erwarb und ihm Mitarbeiter verschaffte;“ in ihm hatte Comenius fortan einen Freund gefunden, der an allen seinen Entwürfen und Arbeiten regen und verständnisvollen Anteil nahm und der für manches Buch, das wir Comenius verdanken, gleichsam Hebammendienst verrichtet hat.

Hartlieb gehört zu jenem Kreise von Männern, die infolge der religiösen Kämpfe der Zeit teils als Verbannte, teils aus andern Gründen sich seit etwa 1627 in London zusammengefunden hatten und die mit der Energie, wie sie solchen Vertriebnen eigen zu sein pflegt, für die Ideale kämpften, die sie beseelten. Sie hatten die Not, den Kummer und das Elend, die durch den Haß der Konfessionen und der Völker in die Welt gekommen waren, viel zu tief an sich selbst empfunden, um nicht mit allen Kräften nach der Besserung dieser Zustände zu streben, und so erwuchsen in ihnen kräftige Vorkämpfer der Ideen, wie sie Valentin Andreae in seinen Schriften hingestellt hatte. Es waren durchweg Männer von ernster, christlicher Denkart — ich brauche nur an Robert Boyle, John Milton, John Duruy, John Wilkins, Th. Haak und andre zu erinnern —, Männer, deren höchstes Ziel es war, wie Hartlieb einmal von sich sagt, „Gottes Geschöpfen nützlich und seinem Reiche dienlich zu sein.“

Wie Comenius einst unter der praktischen Thätigkeit an der Schule sich vorwiegend mit den Sprachen und der Methode des Unterrichts beschäftigt hatte, so führte ihn jetzt der briefliche Verkehr mit Hartlieb auf die Gegenstände, denen das Interesse der Londoner Freunde vornehmlich zugewandt war, d. h. auf das Streben nach einer wissenschaftlichen Erkenntnis der höchsten und letzten Dinge und auf die im Zusammenhang damit zu erstrebende Verbesserung der menschlichen Zustände überhaupt. Hatte er bisher versucht, den Schulen die Pforten der Sprachen zu entriegeln, so wollte er jetzt die Pforten der Dinge öffnen, und

er trug sich mit dem großen Plane einer Janua rerum oder einer Pansophia christiana, wie er es nannte. Im Frühjahr 1635 setzte er die Synode der Unität von seinen Plänen in Kenntnis und hatte die Freude, deren volle Zustimmung zu finden. Die Vorrede, die bald darauf fertig war, ließ Hartlieb im Jahre 1637 zu Oxford unter dem Titel Conatuum Comenianorum praeludia drucken.*)

9

Die Urteile, die über diese neuen großen Pläne zu den Ohren des Comenius drangen, klangen nicht durchweg ermutigend; besonders fand er in seiner nähern Umgebung und bei den polnischen Großen wenig Verständnis. Man warf ihm z. B. in Flugschriften vor, sein Unternehmen laufe auf die Beförderung einer neuen Sekte hinaus und eine solche müsse den bestehenden Kirchen und Religionen zum Schaden gereichen. Er sah sich daher genötigt, im Jahre 1638 eine Erläuterung seiner Absichten zu geben — sie erschien zu Lissa unter dem Titel Dilucidatio —, und es gelang ihm, wenigstens die Vorsteher der Unität zu beruhigen. Aber Hilfe, wie er sie brauchte (ohne Mitarbeiter ließ sich das große Werk nicht vollenden), fand er in Lissa nicht. Es schien ihm daher geraten, eine Einladung, die ihm die Londoner Freunde sandten, anzunehmen, und am 21. September 1641 kam er voller Hoffnungen auf den gedeihlichen Fortgang seiner Pläne in England an.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Unität, die immer noch hoffte, durch mächtige Freunde die Rückkehr in die Heimat zu erwirken, in Comenius einen Vertreter ihrer Wünsche nach London sandte; man darf auch nicht zweifeln, daß der Londoner Freundeskreis, dessen politischer Einfluß sich damals in aufsteigender Linie bewegte, geneigt war, den Wünschen der Brüder entgegenzukommen, denn sie erkannten wohl, daß es unter den bestehenden Religionsgemeinschaften keine gab, die den Unionsgedanken Hartliebs, Duryys u. a. freundlicher gegenüberstand als die Brüder. Das Parlament kam daher den Wünschen des Comenius, die einstweilen lediglich auf die Bewilligung von Mitteln für die Einrichtung eines Kollegiums oder einer Akademie gelehrter Männer gerichtet waren, wohlwollend entgegen. Aber der blutige Aufstand, der damals in Irland ausbrach, sowie der Anfang des Bürgerkrieges vernichteten rasch alle guten Aussichten: Comenius mußte sich entschließen, seine Hoffnungen einstweilen aufzugeben und so kam ihm eine Einladung nach Schweden sehr willkommen. Ein reicher niederländischer Kaufherr, Ludwig de Geer, erbot sich, seine Arbeiten zu fördern und zugleich eine Begegnung mit dem Kanzler Axel Oxenstierna zu vermitteln. Nicht ohne Bedenken, ob er hier in gleicher Weise wie bei den englischen Freunden offne Thüren finden werde, ging er nach Schweden; die Hoffnung, bei dem mächtigen Kanzler wenigstens für die Unität etwas zu erreichen, ließ seine Bedenken zurücktreten; es sollte sich aber in der That zeigen, daß weder Oxenstierna noch de Geer bei aller Hochschätzung seiner didaktischen Arbeiten und bei aller Geneigtheit, ihre Fortsetzung auch durch Gewährung von Geldmitteln zu fördern, die pansophischen Entwürfe gut heißen konnten oder wollten, und das Ergebnis war, daß Comenius auf den Wunsch des mächtigen Gönners einstweilen zur Erziehungslehre zurückkehrte.

Es ist bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärt, was den Comenius im letzten Grunde bestimmt hat, die pansophischen Bestrebungen, um derentwillen er nach England gegangen war, einstweilen bei Seite zu setzen. Ob es die Hoffnung war, daß bei dem Friedensschluß, den man von Jahr zu Jahr erhoffte, durch Oxenstiernas Einfluß bessere Bedingungen für die Brüder zu erlangen seien, wenn Comenius dem religiösen Verdacht, der sich auch in Schweden wider seine Pansophie regte, keine Nahrung gab? Allerdings ist gewiß, — die im Jahre 1642 zu London erschienene Schrift Via lucis beweist es — daß mit den pansophischen Entwürfen weittragende praktische Pläne Hand in Hand gingen: Comenius und die Londoner Freunde beabsichtigten alle die Collegien und Akademien, die sich damals

*) Eine deutsche Uebersetzung siehe im elsten Bde. der Pädagogischen Bibliothek.

in verschiednen Ländern fanden, zu einer organischen Einheit zusammenzufassen und ein Universalkollegium zu stiften, an dessen Spitze die Londoner „Akademie" stehen sollte. Comenius schrieb damals an einem Werke über die „Verbesserung der menschlichen Dinge" (1644). Es war ein umfassendes Buch beabsichtigt, schließlich kamen aber nur zwei Teile, die Panegersis und Panaugia, an die Oeffentlichkeit, und auch diese erst zweiundzwanzig Jahre, nachdem sie zu Papier gebracht worden waren (1666). In dem „Weckruf" (Panegersis), der im Jahre 1702 von neuem herausgegeben ward, waren die Grundlinien jenes Bundes, der ihm in Anlehnung an die Andreäschen Ideen, doch in viel umfassenderem Sinne, vorschwebte, gezogen und die Grundsätze festgelegt, auf denen er beruhen sollte. Es war zugleich eine Einladung an alle Nationen und Kirchen, insonderheit an die Philosophen, Theologen und Staatsmänner, daran teil zu nehmen.*)

Nicht ohne schwere Selbstüberwindung begab Comenius sich in Elbing, das man ihm als Aufenthaltsort angewiesen hatte, an die Umarbeitung und Verbesserung seiner Lehrbücher. „Du merkst vielleicht," schreibt er einst an einen der Freunde, „daß mein Sinn Größeres anstrebt, als da sind Vorthüren und Pforten der Sprachen, Wörterbücher und ähnliche Gängelbänder der Knabenstudien." Und der mangelnde Trieb kam in dem langsamen Fortschritt der Arbeiten zu Tage; es schien ihm nicht unerwünscht zu kommen, daß die Unität sich seiner Dienste jetzt wieder häufiger bediente. Als im Jahre 1648 der alte Bischof Laurentius Justinus starb, wurde Comenius zu seinem Nachfolger gewählt, und er mußte infolgedessen zu Anfang August nach Lissa übersiedeln. Inzwischen waren aber doch in Elbing eine Reihe didaktischer Werke, darunter die Methodus linguarum novissima, sowie eine Grammatik und ein Lexikon fertig geworden.

10

Voll Hoffnung hatte Comenius dem endlichen Abschluß des Friedens entgegengesehen, der ihm und seiner Gemeinschaft, wie er meinte, bessere Zeiten mit Hilfe Schwedens bringen werde.

Als dann nun endlich im Jahre 1648 die streitenden Mächte zum Abschluß gelangten, da traf ihn und die Brüder ein Schlag, der ihn schwerer als das schwerste persönliche Unglück beugte: die Gemeinschaft der Brüder wurde von dem Religionsfrieden ausgeschlossen und damit ihre Existenz vernichtet. Da entstand das „Testament der sterbenden Mutter Brüderunität," jene ergreifende Schrift, die noch heute niemand ohne Bewegung lesen kann. Und damit war der Kelch der Leiden weder für ihn noch für die Brüder geleert: waren sie nun auch von der Heimat dauernd ausgeschlossen, so konnten doch vielleicht die Kinder und Kindeskinder in Polen eine neue Heimat finden. Aber als sie eben im Begriff waren, sich von neuem häuslich einzurichten, vernichteten die Polen in dem Kriege, den sie im Jahre 1656 gegen Schweden führten, die vornehmste Niederlassung der Brüder, Lissa, von Grund aus und legten die ganze Stadt in Asche. Comenius selbst verlor sein Wohnhaus, seine ganze Habe, seine wertvollen Ausarbeitungen, alle seine Schriften und Bücher. Von diesem erneuten Schlag hat sich die Gemeinschaft nicht wieder erholt; sie war jetzt nicht nur heimatlos, sondern auch bettelarm geworden und die Reste, die sich hier und da noch fanden, schlossen sich den reformirten Gemeinden im Reiche und in Polen an.

Als müder, gebeugter Mann griff Comenius von neuem zum Wanderstabe. Seinem Ruhme als Pädagog und Philosoph hatte er auch in den Jahren der Trübsal manches neue Blatt hinzugefügt — ich erinnere nur an den im Jahre 1657 erschienenen, wenn auch früher verfaßten Orbis pictus —, aber seine und seiner Brüder ganze Lage war von Jahr zu Jahr bedrängter geworden. Hatten ihm bisher seine Bücher die Teilnahme der Zeitgenossen zugeführt, so waren es jetzt seine Leiden, die ihm weit und breit Freunde erweckten, und wenn der Magistrat der Stadt Amsterdam, wohin er im Herbst 1656

*) Ein Auszug findet sich in der Pädagogischen Bibliothek, herausgegeben von K. Richter, Leipzig, Sigismund und Volkening. Elfter Band, S. 303 ff.

sich gewandt hatte, ihm bei seiner Ankunft eine Abordnung entgegensandte, so kam darin die Tiefe des Mitgefühls, das seine Schicksale erweckten, zu einem sichtbaren Ausdruck.

Und er verdiente diese Teilnahme: es war ja keineswegs allein die Gelehrsamkeit, die Fülle des Wissens und die bahnbrechende Thätigkeit, die ihn vor den Zeitgenossen auszeichneten, höher steht er da durch die Reinheit der Gesinnung und die Einfalt des Herzens, mit der sein Geist in der Freude wie in der Trübsal, im Genuß wie im Entbehren auf das höchste Gut und das „eine Notwendige," wie er es in einer seiner letzten Schriften nannte, gerichtet blieb.

Auch Comenius hat den Zoll der Menschlichkeit durch den Glauben an die Prophezeiungen, dem er sich hingab, entrichet; aber abgesehen von dieser Irrung, in die der gequälte Mann verfiel, steht er in Bezug auf Charakter und Gesinnung in seltener Helle vor uns.

> Hinter ihm in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Weder in Verzweiflung noch in Haß gegen die Welt, weder in Weltschmerz, noch in dumpfem Brüten hat er die Leiden getragen, deren vollgerüttelt Maß ihm zugemessen war, und sein hoffnungsvoller, opferbereiter Idealismus blieb auch da ungetrübt, wo sein kummervolles Herz keine menschliche Hilfe für die Not der Zeit und die eigne mehr erkannte. Mit Staunen blickt man auf die Spannkraft dieses Geistes, der sich bis zum letzten Atemzuge in der Arbeit für das Reich des Friedens und der Liebe, die seiner Weisheit letzten Schluß darstellten, erschöpfte; noch in seinen letzten Lebensjahren (1657—1670) hat er eine Fülle von Büchern verfaßt, die von der Nachwelt bis auf diese Stunde nicht in dem Maß gewürdigt worden sind, wie sie es verdienen.

11

Sowohl die neuere Philosophie wie die neuere Erziehungslehre hat aus der wiedererwachenden Comenius-Forschung unsres Jahrhunderts — ich erinnere nur an die Anregungen, die Krause und Fröbel von dieser Seite erfahren haben — vielfachen Gewinn gezogen. Der Gedanke war naheliegend, daß weitere nützliche Einwirkungen auf unser heutiges Geistesleben erwartet werden dürften, wenn es gelänge, die Studien zu erweitern, zu ergänzen und zu vertiefen.

Vieles von dem, was er geleistet hat, ist nach dem heutigen Stande der Forschung noch ein ungehobener Schatz; es ist zu hoffen, daß in demselben Umfang als es gelingt, das Bild dieses seltenen Mannes dem heutigen Geschlecht wieder lebendig vor die Seele zu stellen, seine Gesinnung nicht minder wie seine Wissenschaft versöhnend und heilend auf die tiefen Gegensätze wirken wird, die sich zwischen den Kirchen wie den Völkern von neuem in besorgniserregender Weise entwickelt haben.

Aus diesen Erwägungen heraus hat sich im Oktober 1891 zu Berlin unter dem Namen Comenius-Gesellschaft eine wissenschaftliche Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe macht, dem Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer unter uns von neuem lebendige Verbreitung zu verschaffen und in diesem Geiste einigend und verbindend für eine gesunde Entwicklung der Zukunft zu wirken. Das Unternehmen hat weit über die Erwartungen derer hinaus, die an seiner Wiege standen, unter allen Nationen und Konfessionen Teilnahme gefunden: bekannte Gelehrte, ansehnliche Körperschaften und freigebige Gönner haben sich zusammengefunden, und keine Nation hat sich ausgeschlossen. Stellt natürlich Deutschland immerhin die Mehrzahl, so sind doch auch Oesterreich-Ungarn, die Niederlande, Frankreich, England, Italien, Rußland, die Schweiz und selbst Rumänien und Serbien vertreten, und es ist gute Aussicht vorhanden, daß sich die glücklichen Anfänge ebenso erfreulich weiter entwickeln werden.

Die nächste und wichtigste Aufgabe, die sich die Gesellschaft gestellt hat, ist die Herbeiführung einer würdigen Feier des dreihundertjährigen Geburtstags, der am 28. März d. J. wiederkehrt. Die Bemühungen, die hierauf gerichtet waren, scheinen von vollem Erfolge belohnt werden zu sollen. Was noch vor wenigen Jahren niemand für wahrscheinlich gehalten

haben würde, ist heute mit Sicherheit zu erwarten: unter allen gebildeten Völkern, in allen Hauptstädten Europas und in der Mehrzahl aller größeren Plätze nicht nur Oesterreichs, sondern ganz Deutschlands wird die Jahrhundertfeier in festlicher Weise begangen werden.

Möge diese Feier dem großen Manne zu den alten Freunden viele neue zuführen, und möge sich die Comenius-Gesellschaft als ein Sammelpunkt aller derer bewähren, die in seinem Geist an der Erziehung der Jugend und dem Frieden der Völker und der Kirchen zu arbeiten entschlossen sind*). K—r

---

Das Ende des Falles Klein

1

Einige Worte über das wirkliche Ende des Falles Klein sind wir unsern Lesern schuldig.

Am 20. November beschäftigte sich in ihrer neunten Sitzung die preußische Generalsynode mit der Angelegenheit. Die Verhandlung verlief ohne jeden dramatischen Zwischenfall in klarer Geschäftlichkeit: Anfrage des Synodalen Professors Cremer aus Greifswald, Auskunft des Oberkirchenratspräsidenten, Vertrauenserklärung der Synode auf Antrag des Professors Köstlin aus Halle.

Fünf Wochen nach Schluß der Synode begab sich der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin, D. Barkhausen, in Begleitung des Oberkonsistorialrats Möller, eines Sohnes des würdigen ehemaligen Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen, persönlich nach Glatz und Reinerz, um an Ort und Stelle die Untersuchung zu Ende zu führen, auf deren Ergebnis Kaiser Wilhelm einen besondern Wert legte. Am 6. Januar fanden die abschließenden Sitzungen im Hotel Kaiserhof zu Glatz statt. Zuerst verhandelten die Herren vom Oberkirchenrat mit Pastor Klein allein, dann mit der gesamten „Kontrollkommission der Pastor Kleinschen Notstandssammlungen." Den Vorsitz dieser in Wahrheit hochansehnlichen Versammlung führte Graf Eberhard Pfeil auf Hausdorf bei Neurode, Mitglied des Herrenhauses, früher Landrat des Kreises Neurode in der Grafschaft Glatz. Er ist einer der genausten Kenner der Weberverhältnisse des Eulengebirges und treibt selbst in Gemeinschaft mit seiner gleichgesinnten Gattin, einer Dame des Luisenordens, ein großes Weberunterstützungswerk. Aus Mitgefühl für den hart angegriffnen Pastor Klein und dessen darbende Schützlinge hatte er ihm in der Zeit der schwersten Anfeindung seine Hilfe angeboten und zu Kleins Schutz und Deckung die sogenannte „Kontrollkommission" zusammengerufen. Unsre Leser kennen deren Mitglieder, schließlich zwölf an Zahl, aus den Protokollen der Kommissionssitzungen vom 7. Juli und 30. Oktober vorigen Jahres (vergl. Nr. 45 und 46, Spalte 1057 ff. 1077 ff.). Es sind lauter Männer, die die Verhältnisse der Weber aus eigner Anschauung kennen, die Adligen unter ihnen solche von Namen wie von Gesinnung, daneben Vertreter der Land- und Forstwirtschaft, ein Arzt, drei evangelische Geistliche, drei Katholiken; auf Antrag des Pastors Klein war die Zuwahl eines katholischen Geistlichen ins Auge gefaßt. Keineswegs alle Mitglieder der Kommission sind von vornherein Freunde der Kleinschen Arbeit gewesen; aber der genauere Einblick in deren Art hatte je länger je mehr ihre Bedenken beseitigt, so daß sie fest und freudig zu ihm standen.

Die Sitzung vom 6. Januar, zu der neun Mitglieder der Kommission erschienen waren, gestaltete sich zu einer glänzenden Rechtfertigung Kleins unter den Augen und schließlich auch durch den Mund des ersten Beamten der preußischen Landeskirche, der mit dem ihn begleitenden Mitgliede des Oberkirchenrats sich hier endgiltig vom Wert oder Unwert der Kleinschen Thätig-

*) Ueber Amos Comenius sind der Redaktion folgende Schriften zugegangen: 1. W. Kayser, Johann Amos Comenius. Sein Leben und seine Werke. Hannover-Linden, Manz und Lange, 1892 2 Mark; 2. A. Castens, Was muß uns veranlassen, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen? Comenius-Studien, Heft 1. Znaim, 1892, Fournier und Haberler. 50 Pfge; 3. Hermann Tiemann, Johann Amos Comenius. Ein Bild eines Schulmannes aus alter Zeit. Braunschweig, 1892, Appelhans und Pfennigstorff, 50 Pfge.

keit überzeugen wollte. Da war es denn für diesen Zweck sehr günstig, daß zuerst noch einmal die schwerwiegenden Vorwürfe durchgesprochen wurden, die immer aufs neue gegen sie erhoben worden sind. Sie geltend zu machen konnte um der Klarheit und Wahrheit willen der stellvertretende Landrat Graf Pilati auf Koritau eben als solcher nicht umhin. Er hat ja, obgleich katholisch, dem Pfarrer Klein mehr Verständnis entgegengebracht als sein ultramontaner Vorgänger in der Stellvertretung, Freiherr von Humbracht. Wenn er auch anfangs im Auftrag seiner vorgesetzten Behörde (vergl. Nr. 46, Spalte 1074) die Auslieferung der gesammelten Gelder beantragt hatte, war er doch kein grundsätzlicher Gegner einer Verständigung mit Klein, wie er denn auch sich auf Kleins Antrag nachträglich in die Kontrollkommission hatte hinzuwählen lassen (Spalte 1077). In der Sitzung vom 6. Januar stand er nun freilich noch unter dem Eindruck der am 4. und 5. desselben Monats in Reichenbach (unter der Eule) durch den Regierungspräsidenten Juncker von Ober-Konreut mit bekannten Großgewerbetreibenden der Weberei gehaltenen Besprechungen (vergl. unten). Dort war wiederum behauptet worden, Klein habe die Fabrikanten wegen Zahlung zu niedriger Löhne angegriffen und deshalb habe der Hauptarbeitgeber für die Reinerzer Webergegend dort die Arbeit zurückgezogen; Klein sei also durch sein unvorsichtiges und ungerechtfertigtes Auftreten zum großen Teil an der jetzt gesteigerten Not schuld. Aber hier in Glatz erstand nun dem evangelischen Geistlichen sein beredtester Verteidiger in dem Reinerzer katholischen Badearzt Dr. Kolbe, der im Gegensatz zu seinem Amtsgenossen Dr. Schubert Kleins treuster Freund und zuverlässigste Stütze ist. Mit genauer Sach- und Personenkenntnis ausgerüstet vermochte er den Nachweis zu führen, daß die Ursache der Arbeitslosigkeit von zwei Dritteilen der Reinerzer Weberbevölkerung in der Schwierigkeit des Absatzes der gelieferten Webwaren zu suchen sei; wollte man dafür, daß Arbeitseinschränkungen nötig wurden, den Pastor Klein verantwortlich machen, so wäre das ebenso ungerecht wie die Behauptung, er habe die Behörden übergangen. Den nachdrucksvollen Ausführungen Dr. Kolbes schloß sich die Kommission an und bewies dem Pastor Klein erneutes Vertrauen dadurch, daß sie einen engern Ausschuß von vier Mitgliedern wählte — Graf Pfeil, Dr. Kolbe, Inspektor Kloß, Pastor Klein — mit der Vollmacht, die Verteilung der noch übrigen Gelder, insbesondre der unter dem 30. Oktober 1891 dem Vaterländischen Frauenvereine überwiesenen 24000 Mark selbständig vorzunehmen. Diesen Betrag nämlich, den man vordem vor allseitigem Ansturm nicht anders als bei genanntem Vereine zu retten wußte (vergl. Spalte 1078), wollte man zurückerbitten, und diesem Wunsche kam der Verein entgegen, da er nur durch Zweigvereine wirkt und einen solchen in Reinerz nicht besitzt. Die Gabenverteilung durch den engern Notstandsausschuß sollte im Benehmen mit dem Königlichen Landratsamt zu Glatz geschehen, dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die Verfügung vom 17. März 1891 mit dem bekannten Verbot an die Schulzen, das später auch auf die Lehrer ausgedehnt wurde (vergl. Chronik Nr. 15, Spalte 118), aufgehoben werde. Das Wort „im Benehmen mit dem Kgl. Landratsamte" wurde näher dahin bestimmt, daß der Ausschuß dem Landratsamte die Listen der Empfänger laufender Unterstützungen zur Kenntnisnahme mitzuteilen habe.

Den Schluß der denkwürdigen Sitzung bildete eine Ansprache D. Barkhausens, in der er mit warmen Worten den Mitgliedern der Kommission für ihr Erscheinen und ihre ganze Hilfsthätigkeit zum Besten Kleins und seiner Sache dankte und diesem selbst die freudige Anerkennung der obersten Kirchenbehörde zu seinem Wirken im Interesse der notleidenden Bevölkerung aussprach. Klein habe den Beweis geliefert, wie ein evangelischer Geistlicher, ohne den konfessionellen Frieden zu stören, im Dienste der Barmherzigkeit auch für Katholiken in Zeiten der Not sorgen könne.

Dasselbe that der Präsident am Abend des Tages in Reinerz gegenüber den dort versammelten Mitgliedern des Gemeindekirchenrats. Er besprach sich längre Zeit mit den Kirchenältesten und teilte ihnen mit, er sei im Auftrag Sr. Majestät des Königs gekommen, der durch die Generalsynode auf die

Angelegenheit aufmerksam geworden sei. Die von ihm geleitete Untersuchung habe nichts ergeben, was Anlaß zu einem Vorwurf gegen Pastor Klein bieten könne; darum sollten sie treu wie bisher zu ihrem Geistlichen stehen.

So endete die Untersuchung mit einer durchgängigen Rechtfertigung; kein einziger der gegen Klein erhobnen vielen Vorwürfe ist als berechtigt anerkannt worden. An Stelle des Verweises des Konsistoriums trat die Belobigung des Oberkirchenrats. Wie ganz anders wurde aber auch die Untersuchung geführt, als jene vom Juni vorigen Jahres (vergl. Nr. 46, Spalte 1072/73)! Barkhausen hat sein der Synode gegebnes Wort vollständig eingelöst und die Ehre der evangelischen Kirche, die in ihrem Diener gekränkt war, auf würdigste und glücklichste Weise wiederhergestellt. Er hat es gethan, obwohl er wußte, wie mächtige Gegner Klein hatte und wie viel er dabei wagte. Um so größer ist unsre Hochachtung und unser Dank.

Was unter all diesen Vorgängen das Breslauer Konsistorium gelitten hat, darüber ist uns nichts bekannt geworden.

2

Unter dem 15. Januar wurde die berüchtigte Verfügung vom 17. März, durch die Kleins Arbeit lahmgelegt worden war, durch folgenden Erlaß an die Gemeindevorstände aufgehoben:

> Nachdem der Pastor Klein in Reinerz erklärt hat, seine im vorigen Jahre unternommenen Sammlungen künftig nur im Benehmen mit dem Königlichen Landratsamt hierselbst zur Verteilung bringen zu wollen, kommt meine Verfügung vom 17. März vorigen Jahres Nr. 630 in Wegfall. Unterstützungsanträge und Vorschläge, welche demnächst meiner Mitwirkung unterliegen, können deshalb an Pastor Klein eingereicht werden.
>
> Der Königl. Landrat
> i. V.
> Graf Pilati, Kreisdeputirter.

Mit dem Anfangssatz dieser Verfügung hat es nun freilich eine eigene Bewandtnis. Es klingt so, als hätte Klein nachgegeben, etwas zu bewilligen, was er früher abgelehnt habe, und deshalb hätte die Behörde ihr Verhalten geändert. Thatsächlich aber hat am 6. Januar wie soeben gezeigt wurde, die Kommission ihr Versprechen, sich mit dem Landrat ins Benehmen zu setzen, — d. h. ihm die Liste der Unterstützten einzureichen — nur gegeben unter der Bedingung, daß die Verfügung vom 17. März aufgehoben werde. Aber offenbar hat das Königliche Landratsamt Glatz keine andre Brücke für seinen Rückzug gefunden als jene mißverständliche Wendung. Das Wesentliche ist die Thatsache der Aufhebung des frühern Erlasses. Da dieser im Auftrag der Königlichen Regierung zu Breslau ergangen war, so war auch die Aufhebung nur mit ihrer Zustimmung möglich. In dieser Aufhebung liegt darum das thatsächliche Zugeständnis, daß der Erlaß zu Unrecht ergangen war. Und um die Berechtigung eben dieses Erlasses hatte sich ja der ganze monatelange Streit gedreht! Wer die festgefügte preußische Büreaukratie kennt, wird diesen Erfolg nicht hoch genug veranschlagen können. Sie, die so oft Lebensinteressen der evangelischen Kirchen schädigt oder gefährdet, ist doch nicht so allmächtig, wie mancher Kleinmütige meint.

Noch erfreulicher aber wird dies Ergebnis, wenn wir bedenken, wie es zustande gekommen ist. Die Verteidigung Kleins ist bekanntlich von Blättern verschiedenster Parteifarbe geführt worden. Ein besondres Verdienst hat sich die deutschfreisinnige Vossische Zeitung durch außerordentlich genaue wohlunterrichtete Berichterstattung und treffende Beleuchtung der einschlägigen Verhältnisse erworben, abgesehen von den großen Summen, die ihre Sammlungen einbrachten. Hierin, sowie durch Schilderung des Notstandes aus der Feder ihres Berichterstatters, hat auch die Gartenlaube viel geleistet. Mannhaft, mit den schärfsten Waffen hat die Kreuzzeitung für die gute Sache gekämpft, und der Reichsbote hat ihr mutig zur Seite gestanden. Viele Blätter der Rechten und Linken schlossen sich ihnen an; nur die Mittelparteien sind leider ausgeblieben. Sie ließen sich durch einen unbegreiflichen Opportunismus zu blinden Verteidigern der Regierungsmaßregeln machen und vergifteten durch offiziöse Äußerungen die anfangs rein sachlich geführte Erörterung, obenan die durch ihren Gewährsmann völlig irregeführte Schlesische Zeitung. Denn es bleibt ein Irrtum, daß

die Notstandsfrage, soweit die Kleinsche Thätigkeit in Frage kommt, zur Agitation gegen die Regierung benutzt worden wäre (vgl. Sp. 467/468). Erst die Kampfesweise der offiziösen Stimmen drängten Kleins Freunde zum offnen Widerspruch auch gegen die Regierungsbehörden. Das war gerade das Erhebende gewesen, daß die politischen Parteiunterschiede zurücktraten vor der Wärme der rein menschlichen Teilnahme für Pastor Klein und sein Liebeswerk.

Das macht ja auch für die kirchliche Betrachtung den Verlauf der Angelegenheit so bedeutsam. Auf kirchlichem Boden mußte der Kampf für die grundsätzliche Berechtigung der Kleinschen Thätigkeit durchgefochten werden. Es stand das Recht des Geistlichen auf dem Spiel, selbständig an der Linderung sozialer Notstände mitzuarbeiten und darüber die Wahrheit zu sagen, mochte sie nun „opportun" sein oder nicht. Allein unter diesem Gesichtspunkt hat die Christliche Welt sich mit dem ganzen Handel befaßt. Als wir im April v. J. unsern Berichterstatter nach Reinerz entsandten, kannten wir weder den Pastor Klein noch sein Werk; ebenso wenig kannte Klein uns; keinerlei Antrieb von Schlesien oder sonstwoher war an die Redaktion herangetreten: nur die Erwägungen der Sache in der Tagespresse war es, die unsre Aufmerksamkeit erregten. So suchten wir einen zuverlässigen Gewährsmann und gaben ihm, der auch mancherlei Bedenken gegen Klein hegte, ausdrücklich die Weisung mit, unparteiisch die Wahrheit der Kleinschen Aufrufe und die Berechtigung seines Auftretens ohne jede Voreingenommenheit zu prüfen. Nach seinem Befunde hat unser Blatt in der Pfingstnummer des vorigen Jahres für Klein Stellung genommen. Der Evangelisch-soziale Kongreß war der gewiesene Ort, eine öffentliche Anfrage an die Behörde zu richten. Mit seiner Resolution vom 29. Mai gleichzeitig erhob auch die konfessionelle Liegnitzer Konferenz ihre Stimme für Klein (vrgl. Reichsbote vom 28. Mai 1891). Es ist uns unerfindlich, weshalb man weder in Berlin noch in Breslau ein Ohr für diese Stimmen hatte. Die Geringschätzung, mit der man die Interpellanten behandelte, war weder durch ihre Person noch durch die Sache gerechtfertigt. Fast ein halbes Jahr verstrich, ohne daß irgend etwas zum Schutze Kleins und zur Aufklärung der Sache geschah. Wenn nunmehr Mitte Oktober v. J., als Klein rettungslos seinen Gegnern preisgegeben schien, in der Christlichen Welt der Zorn über die unwürdige Behandlung der ganzen Angegelegenheit zum Ausdruck kam, so kann sie getrosten Herzens die Verantwortung denen überlassen, die es soweit hatten kommen lassen. Was aber einem Evangelisch-sozialen Kongreß und einer Kirchlichen Konferenz versagt blieb, das erreichte die schnell wieder lebendige Einmütigkeit der Presse: die Sache kam in Fluß und fand endlich unter Mitwirkung der Generalsynode durch die oberste Kirchenbehörde das erfreuliche Ende. Dem erwachten kirchlichen Ehrgefühl, oder besser gesagt, der Gewalt des christlichen Gewissens hat die Gegnerschaft gegen Kleins Person und Werk weichen müssen: das scheint uns das wertvollste Ergebnis des Falles Klein zu sein.

3

Das Ende des Falles Klein mußte natürlich der Anfang erneuter Hilfsthätigkeit für die notleidenden Weber von seiner Seite bilden. Nun atmeten diese seine Schützlinge auf: wußten sie doch, daß von keiner Seite mehr sein Werk gehindert werden könnte.

Wie arbeitet jetzt die frei gewordne Hilfe im Glatzer Weberbezirk? Heute nur das Notdürftigste zur Antwort.

Die zwei Notstandskommissionen Lewin und Kudowa arbeiten nach wie vor in Übereinstimmung mit Klein wesentlich mit seinem Gelde. Für Reinerz und Rückers muß er selbst mit seinen Vertrauensmännern eintreten. Die Geldverteilung liegt in den Händen des am 6. Januar in Glatz gebildeten engern Notstandsausschusses, der ganz aus seinen Freunden besteht und nicht, wie behauptet wurde, unter Abschluß eines Kompromisses mit seinen Gegnern in Reinerz gebildet worden ist. Im ganzen sind bei Klein rund 60000 Mark eingegangen, ein Betrag, der um so erstaunlicher ist, als er doch nur vom Januar bis März v. J. hat gesammelt werden können. Als

in den Jahren 1844—46 sich bei der großen Webernot Hilfsvereine bildeten, brachte der große Breslauer Verein, an dessen Spitze Graf Dyhrn, Gustav Freytag, Graf Yorck und Graf Zieten standen, in zweieinhalb Jahren 20385 Thaler zusammen. Die Bareinnahmen sämtlicher damaliger Unterstützungsvereine wird auf 45—50000 Thaler veranschlagt.*) Diese Zahlen setzen die Thätigkeit des vereinzelten evangelischen Diasporageistlichen von Reinerz in hellstes Licht. Aber wie groß die Summe sein mag, sie wird in kurzem aufgebraucht sein. Denn der Notstand ist in diesem Winter nach einer wiederum mißratnen Kartoffelernte und bei teilweiser Arbeitslosigkeit noch größer als im Vorjahr. Es sind wahre Jammergestalten, die man bei der Gabenverteilung in Reinerz nicht ohne tiefstes Mitgefühl betrachten kann. Denn was soll aus dieser darbenden Bevölkerung werden? Etwa 2000 notleidende Familien, wohl mehr als die Hälfte der Weberbevölkerung des Glatzer Kreises empfangen Unterstützung aus den Kleinschen Geldern, Brot, Fleisch, Kohlen, Kleider, niemals bares Geld; ein Teil von ihnen lebt überhaupt nur noch von diesen Unterstützungen. In einigen Wochen werden Kleins Gelder aufgebraucht sein. Was dann?

Es ist ein trüber Ausblick, der sich bei dieser Sachlage eröffnet; denn die Behörden scheinen, nachdem nun bald zwei Jahre seit der ersten Petition der Weber des Eulengebirges vergangen sind, noch immer nicht aus dem Stadium der Besprechung herauszukommen. Von einer solchen meldet die Kreuzzeitung Nr. 13 nach einem Bericht der Schlesischen Zeitung Folgendes:

> Am 4. und 5. Januar wurden in Reichenbach u. E. zwei Konferenzen abgehalten, die sich mit der Lage der Handweberei in den Gebirgskreisen des Regierungsbezirks Breslau beschäftigten... Es handelte sich bei dieser ersten Konferenz um die Vereinbarung allgemeiner Grundsätze für die Bewilligung von Prämien, um die Ueberführung von Weberkindern zu andern Erwerbszweigen zu befördern. Für diesen Zweck sind zunächst für das laufende Verwaltungsjahr je 2000 Mark vom Staate und von der Provinz zur Verfügung gestellt worden. Entsprechende Beträge haben die beteiligten Kreise bereitgestellt. .... Zur Erörterung gelangte in dieser (zweiten) Konferenz: 1. die vom Handelsministerium angeregte Frage, ob für die Handweberbezirke des Breslauer Regierungsbezirks Organisationen der Fabrikanten der Textilbranche einerseits und der Handweber anderseits nach Analogie der in der Seiden- und Samtindustrie am Niederrhein bestehenden Organisationen anzustreben seien; 2. die Frage, ob Konsortien von Fabrikanten der Textilbranche zu bilden seien, um in ausgedehnterem Maßstabe die Zuwendung von Armeelieferungen an die Handweber des Breslauer Regierungsbezirks zu ermöglichen. Im Anschluß hieran wurde noch über die Verbesserung der Handwebstühle der Handweberbevölkerung im Weberdistrikte des Kreises Glatz beraten. In beiden Konferenzen machte sich wiederholt lebhaft die Ansicht geltend, daß auf eine gründliche und nachhaltige Besserung der wirtschaftlichen Lage der Handweber nur dann mit Sicherheit zu rechnen sei, wenn es gelänge, die Handweberdistrikte in ausgedehnterem Maßstabe als bisher, insbesondre durch Herstellung neuer Schienenverbindungen dem Weltverkehr zu erschließen und dadurch neuen Industriezweigen die Möglichkeit zu gewähren, sich in diesen Distrikten anzusiedeln. Die wirtschaftliche Lage der Handweber des Regierungsbezirks Breslau kann nach den darüber angestellten, auf den beiden Konferenzen mitgeteilten Ermittlungen zur Zeit im allgemeinen als besonders mißlich nicht bezeichnet werden! Allerdings beginnt in dem Weberdistrikte des Kreises Glatz sich Arbeitsmangel einzustellen. Doch ist nicht unbegründete Hoffnung vorhanden, daß es möglich sein wird, demselben in naher Zukunft wirksam abzuhelfen, und zwar durch die, wie oben erwähnt, angestrebte umfangreichere Zuwendung von Militärlieferungsaufträgen an die Handweber.

Der Herr Regierungspräsident versprach sich, wie wir den Grenzboten (Nr. 5) entnehmen, von den Versuchen, die Weber einem andern Berufe zuzuführen, wenig Erfolg. Er bemerkte:

> Die Weberkinder seien körperlich nicht für die Landwirtschaft geeignet, und ein weiteres Hindernis sei der notorische Ungebundenheitssinn der Handweber, der ihnen selbst ein Hungerleben am Webstuhle, das ihnen persönliche Ungebundenheit in ausgedehntem Maße gewährleiste, noch begehrenswerter erscheinen lasse als eine auskömmliche, aber die Uebernahme eines geregelten Arbeitszwanges voraussetzende Ernährung in einem andern Erwerbszweige, endlich die hiermit zusammenhängende hochmütige Geringschätzung, mit der der Handweber auf Arbeiter in andern Erwerbszweigen, insbesondere auf ländliche Arbeiter, herabzusehen sich gewöhnt habe.

*) Vgl. Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien (Breslau, W. G. Korn 1885) S. 342, 366. Auch einige der folgenden Angaben entstammen diesem trefflichen Quellenwerke.

Hierzu bemerken die Grenzboten:

Sprechen wir deutsch! Der Widerstand des Handwebers gegen die Ueberführung in andre Erwerbszweige ist die verzweifelte Gegenwehr des konservativen freien Mannes gegen Proletarisirung und Versklavung. Der schlesische Handweber hungert, wie schon sein Vater und sein Großvater gehungert haben, und sieht seine Kinder leiblich verkümmern, aber er ist noch ein Mensch und ein freier Mann. Er hat sein Häuschen, worin er Herr ist, er führt ein geordnetes Familienleben, er ist bereit, Tag und Nacht zu arbeiten, wenn er Arbeit bekommt, aber er hat jederzeit das Bewußtsein, daß er anfangen und aufhören, daß er Pausen machen kann, wann es ihm beliebt, und stirbt er Hungers, so kommt er nicht als Strolch auf der Landstraße um, sondern er stirbt als anständiger Mann in seinem Hause, und die Gemeinde giebt ihm das Grabgeleite. Schickt er seinen Sohn in Dienst oder in die Fabrik, so wird dieser ja, schon weil er in dem besondern Schutze der Regierung steht, satt zu essen bekommen und gut behandelt werden. Allein wenn er dereinst erwachsen ist, dann wird er ein „Arbeiter" sein, wie alle andern „Arbeiter." Er wird nicht nach seinem, sondern nach dem Willen seines Brotherrn arbeiten, er wird im Vaterlande herumgeschleudert werden, er wird weder ein Haus noch ein geordnetes Familienleben haben, denn sein Weib, wenn er eins hat, und seine Kinder werden ebenfalls auf Tagearbeit und in die Fabrik gehen; verliert er in einer ungünstigen Konjunktur die Arbeit, so wird er auf die Straße geworfen, früher oder später verfällt er als Vagabund der Polizei und dem Strafrichter, und am Ziele seiner Lebensbahn winkt ihm der Tod auf der Landstraße oder im Spital oder im Zuchthause. Das weiß der Handweber, und darum sieht er „hochmütig" auf die „Arbeiter in andern Erwerbszweigen" herab. U. s. w.

Ohne Zweifel treffen die Grenzboten die Gesinnung der Hausweber gegenüber dem Fabrikweber durchaus richtig. Ganz unverständlich aber ist uns der Irrtum des Herrn Regierungspräsidenten, wenn er ihnen auch eine Mißachtung des Ackerbaues zuschreibt. Die Bauern bilden ja den Adelstand im Weberdorf, und ihre Arbeiter haben eine gesicherte Stellung. Darum ist der Vorschlag, den Graf Pückler-Burghauß auf der Reichenbacher Konferenz macht, die Handweber mit Acker auszustatten, mit Freude zu begrüßen. Der Herr Regierungspräsident sicherte denn auch „eine eingehende Erwägung dieser bedeutsamen Frage zu."

Möchte die Regierung bald zu wirklichen Thaten im Interesse der Handweber übergehen! Das Verhängnisvollste wäre, wenn sie den schreienden Notstand immer noch nicht vollständig erkennen wollte. Wie hat sich doch die Büraukratie in dieser Beziehung schon vor fünfzig Jahren den traurigsten Irrtümern hingegeben! Acht Wochen vor Ausbruch des Weberaufstandes im Eulengebirge (Juni 1844) berichtete der Oberpräsident von Merckel, obgleich selbst eines Leinenkaufmanns Sohn, nach Berlin: „Daß ein wirklicher Notstand im Gebirge herrsche und daß es schlimmer aussehe als sonst periodenweise, sei ihm unbekannt. Die Lage der Leute sei ja schlimm, doch sie sei oft dagewesen und unabwendbar." Den Vorsitz im Breslauer Hilfsvereine lehnte er ab und brachte der ganzen Hilfsthätigkeit für den überall besprochnen Notstand den größten Widerwillen entgegen: sie sei hervorgegangen aus dem „von geistreichen Schriftstellern nicht sowohl zum verständigen Bewußtsein gebrachten als vielmehr lebhaft aufgeregten Mitgefühl." Auch nachdem der Aufruhr von Peterswaldau und Langenbielau ihm die Augen geöffnet hatte, hat die Regierung wohl in der ersten Zeit viele Hilfsversuche gemacht, aber in den spätern Jahrzehnten ist fast nichts mehr geschehen.

Daß die Staatsbehörden eingreifen müssen, noch ehe die Hilfsthätigkeit Pastor Kleins, die naturgemäß nur den sogenannten „akuten Notstand" für einige Zeit lindern kann, ihr Ende erreicht, das möchten wir zum Schluß durch einen unverdächtigen Beurteiler der Preußischen Jahrbücher aussprechen lassen. Bereits im Februar 1891 brachten diese in einer eingehenden geschichtlichen Besprechung des Weberelends in Schlesien einen Mahnruf, der heute noch Beachtung verdient. Es heißt dort:

Soviel steht fest, daß weder die private Wohlthätigkeit, noch die Wirksamkeit des Staates bisher genügt haben, um den schmachvollen Verhältnissen im schlesischen Gebirge ein Ende zu machen. . . . Schon im Sommer haben die Leute ein Bittgesuch an den König gerichtet und später diesen Schritt wiederholt. Von seiten der Landratsämter sollen eingehende Ermittlungen über die Lage der Notleidenden angestellt worden sein. Aber man scheint dabei gar zu sehr die Dinge vom Gesichtspunkt der schlesischen Fabrikanten aus betrachtet zu haben. Nach der oft zum Ausdruck gebrachten Auffassung dieser Herren sind die Weber selbst an ihrem Elend schuld. . . . Man wirft den Leuten Eigensinn und gelegentliche Betrügerei an den ihnen

gelieferten Garnen vor, findet die lächerlich niedrigen Löhne . . ganz normal und beschuldigt die Leute der Energielosigkeit, Unselbständigkeit und Sucht zum Klagen. Demgemäß ist denn auch im Reichsanzeiger die Erklärung veröffentlicht, daß ein außerordentlicher Notstand nicht vorliege und vor der Hand etwas Besondres für sie nicht geschehen könne. Wer . . die allmähliche Entwicklung der traurigen Verhältnisse im schlesischen Gebirge im Auge behält, wird mit uns die Entscheidung als ungerechtfertigt betrachten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schlesische Weberei unter dem direkten Einfluß des Königs Friedrich II. ihren übergroßen Umfang angenommen hat. Der Monarch war sich der damit übernommenen Verpflichtung bewußt, und er hat zeit seines Lebens eine aufopfernde Thätigkeit entwickelt, die Existenz der Leute zu sichern. Die Unglücksfälle des Krieges haben der Industrie den Lebensfaden durchschnitten. Der Staat hat den Versuch gemacht, den Leuten neue Möglichkeiten zu bieten, aber in unzureichender Weise, sodaß noch heute nach Verlauf eines Jahrhunderts Tausende beständigem Elend preisgegeben sind. Liegt auch keine rechtliche Verpflichtung für den Staat vor, ihnen zu helfen, so gebietet es doch die nationale Ehre. Existiren doch diese derartig entsetzlichen Zustände kaum in Irland und den entlegensten Teilen Rußlands!*) Wiederholt ist es von kompetenter Seite ausgesprochen worden,**) daß es „schnöder, unmenschlicher Hohn" ist, den armen Webern die Schuld an ihrem Unglück zur Last zu legen. . . . Nichts ist ungerechter als die Art, wie sie seit langem als eine lästige und verdächtige Masse behandelt werden. In einer Zeit, wo zu gunsten der ärmeren Bevölkerung, ohne bei den Massen auch nur Dank zu ernten, eine großartige soziale Gesetzgebung, die ihresgleichen auf der Welt nicht hat, ins Leben gerufen werden konnte, darf der Ueberrest einer ruhmreichen Industrie, welche eine Art Vermächtnis des großen Königs bildet, nicht kaltherzig ihrem Unglück preisgegeben werden. Wir hoffen mit Bestimmtheit, daß die preußische Regierung diese Angelegenheit neuen Erwägungen unterzieht und sie einmal nicht bloß nach der alten büreaukratischen Schablone behandelt. Es muß etwas Durchgreifendes geschehen, um diesen Schandfleck aus unsrer wirtschaftlichen Geschichte zu tilgen.

Nachdem für Klein persönlich seine Angelegenheit den geschilderten Ausgang genommen hat, kann unsres Erachtens die Folge nicht ausbleiben, daß die Breslauer Regierung im Sinne dieser Forderungen die praktischen Konsequenzen zieht. Und das wäre das erwünschteste Ende des Falls Klein. R

Verschiedenes

(Der deutsche Schulverein und der Sonntag) An die Vorstände der Ortsgruppen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins für Sachsen ist Einladung zur ordentlichen Hauptversammlung auf Sonntag den 20. März ergangen: „Die Verhandlungen werden pünktlich 9 Uhr beginnen." Nach Schluß der Verhandlungen, um 11½ Uhr wird ein Vortrag über Südtirol gehalten werden. Unterzeichnet: „Der Vorstand ꝛc. Pfarrer W. Gamper, Vorsitzender."

Es ist zum drittenmal, daß wir uns über die Geringschätzung des Sonntags und insonderheit der gottesdienstlichen Zeiten beschweren, die der Deutsche Schulverein sich zu schulden kommen läßt. Das erste Mal habe ich es gegenüber dem Vorstande der Dresdner Ortsgruppe privatim gethan, als Mitglied des Vereins und als Herausgeber d. Bl. (März 1891). Das zweite Mal gab die Tagesordnung der Generalversammlung in Magdeburg, Juni 1891, den Anlaß zu einer öffentlichen Beschwerde in unsern Spalten (Nr. 22 d. v. J.). Jetzt müssen wir es erleben, daß ein Pfarrer die Dresdner Konferenz wieder auf Sonntag vormittag 9 Uhr beruft. Das Kopfschütteln darüber ist groß, auch in Laienkreisen, und die Konsequenz dieses Einladungsschreibens ist, daß künftig die Veranstalter von allen möglichen Sitzungen um 9 Uhr des Sonntagvormittags sich auf Herrn Pastor Gamper in Dresden werden berufen können (der übrigens nicht der sächsischen Landeskirche angehört). Ich für mein Teil sehe nach diesem dreimaligen Vorkommnis keine Veranlassung mehr dem Verein anzugehören, so sympathisch mir seine Bestrebungen von Anfang an gewesen sind. Will denn der Verein mutwillig die kirchlichen Elemente von sich ausschließen?

R

(Bibelkenntnis unsrer Gebildeten) In der Reichstagssitzung vom 9. Februar stellte Staatsminister v. Bötticher gegenüber dem Alters- und Invaliditätsgesetz eine Sinnesänderung der Sozialdemokratie fest. „Ist nun," so fuhr er nach dem stenographischen Bericht fort, „nicht im Himmel mehr Freude über einen reuigen Sünder als über hundert[!] Gerechte? (Heiterkeit.) Ich glaube, der Gedanke findet sich sogar schon im Alten Testament. (Große Heiterkeit.) Mag es nun im Neuen oder Alten Testament stehen[!], meine Freude . . . . ist eine große. . . ."

Man bedenke, daß es sich um eins der bekanntesten und großartigsten Jesusworte handelt. —

Eine Zuschrift in Sachen des Volksschulgesetzes an die Redaktion der Nationalzeitung (Nr. 74 d. J.) enthält folgenden Satz: „Feldmarschall Moltke sagte: Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung." Schon eine Weile vor Moltke sagte das ein gewisser Paulus Röm. 13, 10.

---

*) Diese offenbare Uebertreibung wollen wir uns nicht aneignen.

**) Vgl. die Aeußerung Professor Schmollers in d. Bl., vor. Jahrg., Nr. 46, Sp. 1068, Anmerkung.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß vor einigen Wochen folgende Leistung durch die Blätter ging: „Das apostolische Glaubensbekenntnis, welches 325 n. Chr. auf dem Konzil zu Nicäa verfaßt ist." So drucken z. B. die Berliner Neuesten Nachrichten Nr. 629 d. v. J. unbekümmert dem Deutschen Reichsblatt nach. R

Zur Beachtung

Angesichts des Quartalwechsels bitten wir um freundliche Erneuerung der Bestellung.

Die Verlagshandlung, Der Herausgeber.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 13 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der Christlichen Welt

Postnummer 1367. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 12: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Tabelle der am 1. Dezember 1890 ortsanwesenden Bevölkerung der Stadt Berlin hinsichtlich der Konfession; Die Rheinische Provinzialsynode; Die Mönchsfrage in Württemberg; Der Fall Schrempf; der württembergische Pfarrverein; Pfarrverein in Baden — Evangelische im Auslande: Versorgung Dänemarks mit Kirchen; Aus der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen — Römische Kirche: Römische Taktik — Heidenmission: Das Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz; Vom Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein; China — Innere Mission: Der gegenwärtige Stand der Henriettenstiftung; Die Jahresfeier der Hamburg-Altonaer Bibelgesellschaft; Von der Heilsarmee — Personalien

Ein Theologe sucht nach erledigtem Examen zu Ostern eine Stellung als **Hauslehrer.** Angebote unter **K. K.** postl. **Walsrode** (Hannover).

Gottes Güte bescherte uns heute ein gesundes kräftiges Töchterchen.
Berlin, d. 18. März 1892.
H. Entzian, Dr. phil.,
3. Prediger an der K. Charité.
und Frau **Fanny,** geb. Thielhardt.

Des Herrn Archemoros Gedanken
über
Irrende, Suchende und Selbstgewisse
von
Hermann Oeser.
Brosch. Mk. 1.80. Leinwandband Mk. 2.60.

O. K. schreibt über das Büchlein in der Konservativen Monatsschrift:
„Der Verfasser ist durch und durch Menschenkenner, Feind aller Redensarten, Feind aller Parteischablone; er geht immer auf den Kern des Menschen. Und da er seine reichen Lebensbeobachtungen in musterhaftem Deutsch zusammengefaßt hat, so kann das kleine Buch geradezu ein Schatzkästlein christlicher Lebensweisheit genannt werden.

Verlag von R. Reich
vorm. C. Detloffs Buchhandlung
in Basel.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig

BALLADENBUCH
Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. In einfachem Einband M. 6, in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

VATERLANDSLIEDER. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. In einfachem Einband M. 6, in Satin M. 7, in Leder M. 12, in Atlas M. 12.

ALS DER GROSSVATER die Grossmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6,50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 M.

CITATENSCHATZ
Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuschners Citatenschatz vollständig neu bearbeitet von Hans Nehry. In einfachem Einband M. 6, in Satin M. 6.50, in Leder M. 11.50, in Atlas M. 11.50.

SANG UND KLANG
Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband M. 12.

GEISTLICHE LIEDER. Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. In einfachem Einband M. 6, in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Bücher-Katalog
umfassend hervorragende Werke aller Wissenschaften zu ermäßigten Preisen ist gratis zu beziehen von
M. Oschmann, Antiqu., Halle a. S.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Bibelwerk für die Gemeinde
In Verbindung mit mehreren evangelischen Theologen
bearbeitet und herausgegeben
von
Rudolf Friedrich Grau,
D. und Professor der Theologie zu Königsberg i. Pr.

Neues Testament
Zweite durchgesehene Auflage.
2 Bände. Preis 12 M. (in 2 feinen Halbfranzbänden 16 M.).

Von den durchweg höchst günstigen **Urteilen der Presse** führen wir nur das der „Evangel. Kirchenzeitung" an:
„Die Vorzüge des Grauschen Bibelwerks sind bekannt. Durch Beiseitelassung alles überflüssigen gelehrten Apparats giebt es sein Bestimmtsein für ‚die Gemeinde' auf den ersten Blick zu erkennen, leistet aber nichtdestoweniger, was tiefes Eindringen in den Sinn und lichtvolle Darlegung des Gedankenganges der biblischen Schriftsteller angeht, durchweg Gediegenes. Möge das Werk seine Bestimmung, Gebildeten in der Gemeinde eine Anleitung zu fruchtbringender Vertiefung ins Studium des göttlichen Worts zu gewähren, auch ferner mit reichem Segen für viele erfüllen."
In derselben günstigen Weise urteilen: Luthardts Litteraturbl., Deutsche evang. Kirchenzeitung, Deutsche Lehrerzeitung, Schulblatt der Prov. Brandenburg, Kreuzztg., Rhein.-Westf. Ztg., Post u. s. w.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

30 St. 1 Mk. 60 St. 2 Mk. **Konfirmationsscheine** 100 St. 3 Mk. 300 St. 9 Mk.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
Jährlicher Absatz 30—40000 Stück! Probeschein gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

Für die Passions- und Osterzeit.

Neu! **Gottes Sohn im Fleisch.** Betrachtungen über die Evangelische Geschichte von **P. Georg Lassan.** 4 Mk., gebunden 4 Mk. 80 Pf. Als Erbauungsbuch und Konfirmationsgeschenk sehr zu empfehlen.

Neu! **Die Passion unsers Herrn Jesu Christi.** in Gottesdiensten für die Fastenzeit von **P. F. Meyer,** † Rektor der Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau. 2 M., gebunden 2 M. 40 Pf.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

La Bocaina
St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in $^{1}/_{10}$-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine Beilage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen